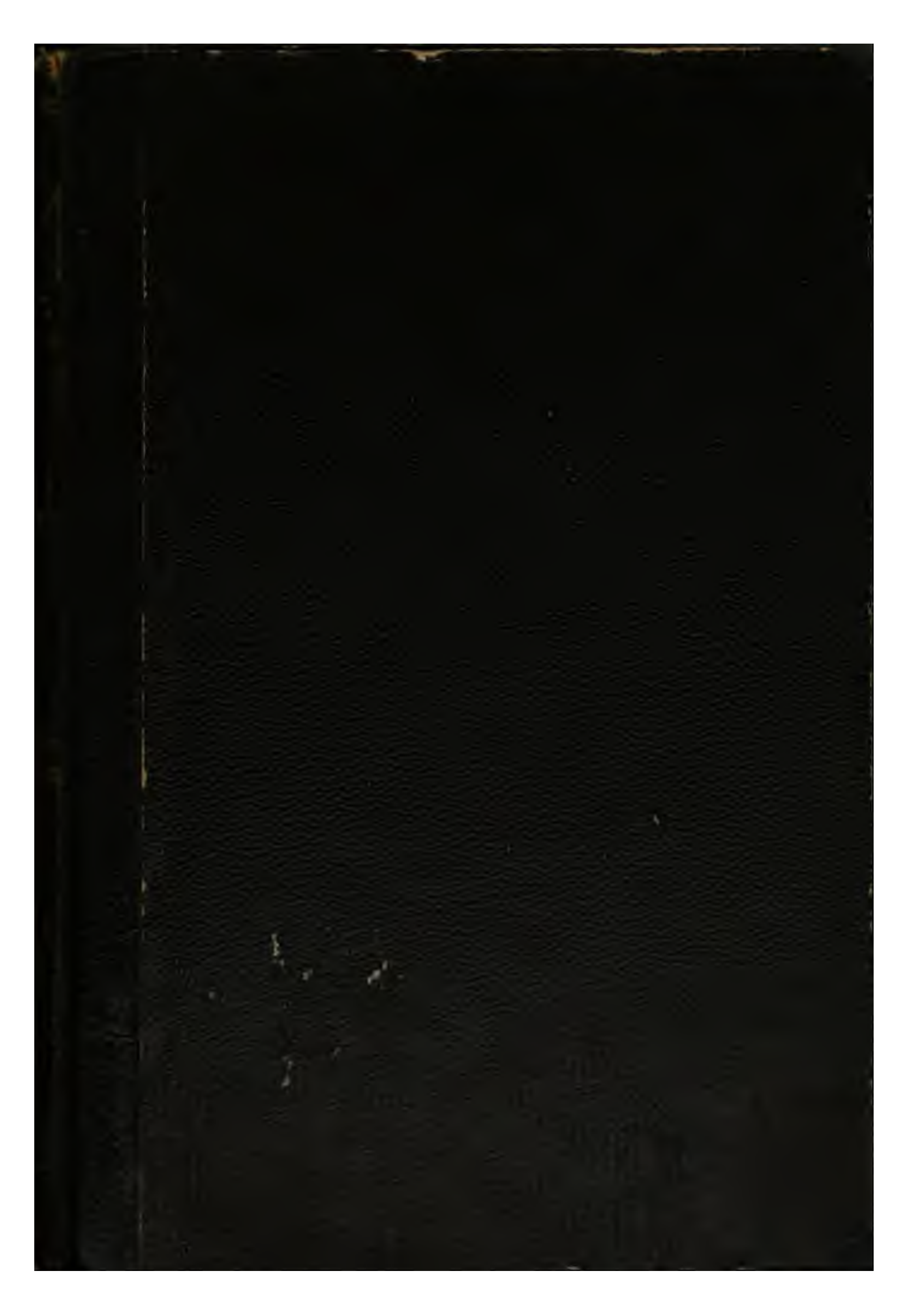
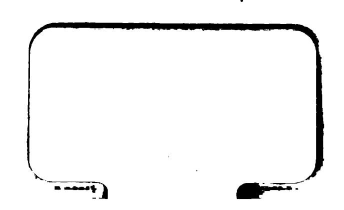



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

Elfter Band.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollständige Ausgabe.

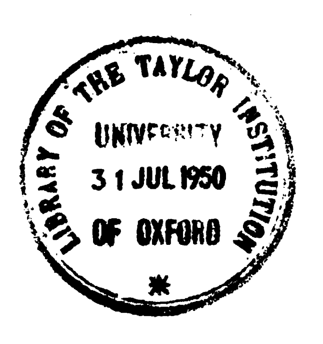
Elfter Band.

Verlag der Börne'schen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
(Rütten & Löning.)

1862.



Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Briefe aus Paris.
1830—1833.
(Fortsetzung.)

	Seite
Fünf und siebzigster Brief	3
Sechs und siebzigster Brief	10
Sieben und siebzigster Brief	24
Acht und siebzigster Brief	33
Neun und siebzigster Brief	40
Achtzigster Brief	63
Ein und achtzigster Brief	75
Zwei und achtzigster Brief	85
Drei und achtzigster Brief	92
Vier und achtzigster Brief	97
Fünf und achtzigster Brief	109
Sechs und achtzigster Brief	117
Sieben und achtzigster Brief	124
Acht und achtzigster Brief	134
Neun und achtzigster Brief	155
Neunzigster Brief	181

	Seite
Ein und neunzigster Brief	197
Zwei und neunzigster Brief	201
Drei und neunzigster Brief	213
Vier und neunzigster Brief	223
Fünf und neunzigster Brief	245
Sechs und neunzigster Brief	248
Sieben und neunzigster Brief	264
Acht und neunzigster Brief	273
Neun und neunzigster Brief	280

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Fortsetzung.)

Fünf und siebzigster Brief.

Paris, Montag, den 13. Februar 1832.

Ich las kürzlich in einem englischen Journale eine gute Kritik von meinem Buche, mit sehr vielen Auszügen. Ich mußte im Lesekabinet laut auflachen, als ich den Konrad mit seinen Abenteuern übersetzt fand. Was der Mensch Schicksale haben kann! Wurde es dem Konrad bei seiner Wiege vorgesungen, daß einst in einem Londoner kritischen Journale von ihm die Rede sein würde? Die Uebersetzungen lesen sich sehr schön und viel schöner, als das Original. Die englische Sprache eignet sich sehr für diese Art zu schreiben. Sie hat etwas Kräftiges, schwer Treffendes, braun und blau Schlagendes. Jedes Wort ist ein Knotenstock, jede Rede eine Prügelei.

Der Mädchen-Verein für die Polen in Mainz hat an das hiesige polnische Comité (nämlich das

aus Polen selbst zusammengesetzte, an dessen Spitze Lelewell als Präsident steht) ein Schreiben erlassen, das diese hochgeprüften unerschütterlichen Männer mit thränenden Augen gelesen. Ganz deutsch und fromm im schönsten Sinne des Wortes, ganz unterwürfig und mädchenhaft, und wie Mondesblick, freundlich aber wehmüthig auf die deutschen Männer herabsehend, welche schlafen. Der Brief wird von hier in die deutschen Blätter geschickt werden, und Sie werden ihn darin lesen. Diesen Mädchen-Brief haben die jungen deutschen Patrioten hier an sämmtliche Universitäten, mit folgendem Rundschreiben begleitet, geschickt: „Nachstehendes Schreiben deutscher „Jungfrauen haben uns mit thränenden Augen die „Polen gegeben, damit wir es unserm Volke bekannt „machen, und in Sonderheit Euch akademischen Brü„dern, in deren höhern Bildung und veredelten Ge„fühlen das Vaterland zweier Nationen den Keim „seiner großen Hoffnungen niederlegte. Mit Stolz „und Schamgefühl erfüllen wir den Wunsch der „Männer. Er wird einen gewaltigen und folge„reichen Wiederhall finden, denn es sind Worte der „Wahrheit, aus deutscher Jungfrauen Munde „hinüberströmend in deutscher Jünglinge Brust. „Als wir sie lasen, diese deutschen Worte, da schwu„ren wir bei unserer Ehre und bei unserm Vater-

„lande, uns würdig zu machen der Jungfrauen, „welche sie dachten. Diesen Schwur, Brüder, wir „senden ihn Euch! Polen, Deutsche, Männer „— diese Worte wird hinfort keine Verschiedenheit „der Bedeutung trennen!“ Ich kenne die Jünglinge, die das geschrieben. Kennte ich sie nicht und hätte ich sie nicht erkannt, würde ich spotten, wie ich es oft gethan, über die hohlen Reden, die wie Seifenblasen glänzen und zerfließen. Aber ich kenne sie. Sie haben in Deutschland und in Belgien für die Freiheit muthig gekämpft, und ob sie zwar unglücklich waren und kein beredtsamer Sieg für sie sprach, sind sie doch bescheiden und fromm geblieben und haben nur Worte für ihre künftigen Thaten, keine für ihre vergangenen. Wenn das deutsche Volk viele solcher zählt, nun, dann kann es wohl fallen im Kampfe gegen Tyrannei, aber in die alte Gefangenschaft geräth es nimmermehr.

Der Doktor Gartenhof sollte mir eigentlich zur Warnung dienen. Der hat lange nicht so heftig geschrieben, als ich, und doch haben sie ihn eingesperrt. Dabei hat er noch das Glück, daß der constitutionelle Geist in Hessen ihn gegen gesetzwidrige Gewaltthätigkeiten schützt. Wie würde es mir ergehen, wenn ich mich in Frankfurt der schnödesten Willkür preis gäbe?

Ich werde mich sehr bedenken, nach Deutschland zu kommen.

Lesen Sie denn die deutsche Tribune nicht? Sind Sie nicht erstaunt, was der kleine Herkules, den Sie noch in der Wiege gesehen, für ein prächtiger Mann geworden? Ich war der kleine Herkules in der Wiege, der einige Schlangen zerdrückt, aber der Wirth, der schwingt die eiserne Keule und schlägt Ochsen und Löwen todt. Ach! wie bald werden sie kommen und werden mich wegen meines sanften Wesens, wegen meiner mäßigen und bescheidenen Schreibart loben. Wie bald wird der Meyer drucken lassen: „was zu arg ist, ist zu arg. „Die Börne'schen Briefe hatten meinen Unwillen in „hohem Grade erregt, aber die Reden von Wirth „übertreffen doch noch die dort aufgetischten Frechheiten. Man muß dem Gesindel einmal auf „die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt."

Das ist ein braver Wirth, der giebt seinen Gästen reinen Wein, und sie werden sich gesunden Muth daran trinken. Endlich, endlich findet sich doch einmal Einer, der einen deutschen Mann steckt in das hohle deutsche Wort, und jetzt hat es eine Art. Das Wort hinter der That, der Diener hinter seinem Herrn, das ist seine Sitte. Die große Idee einer

deutschen National-Association zur Vertheidigung der Presse, hat Wirth zugleich ausgeführt und besprochen. Man unterzeichnet monatliche Beiträge, die kleinste Summe wird angenommen, sogar ein Kreuzer monatlich. Mit diesem Gelde werden die liberalen Bücher und Zeitungen befördert, die Geldstrafen für Preßvergehen bezahlt, und nöthigenfalls für die Familie derjenigen Schriftsteller gesorgt, die wegen Preßvergehen eingekerkert werden. Das Eigenthum der Blätter gehört der Gesellschaft. Der Redakteur eines liberalen Journals wird aus der Kasse bezahlt. Die Journalisten werden als Beamte des Volks angesehen und können, wenn sie sich unfähig oder des Vertrauens unwürdig zeigen, abgesetzt werden. Diese Idee, die öffentliche Meinung förmlich zu organisiren, um sie der Standesmeinung der Regierung entgegen zu setzen, und die Organe derselben, die Journalisten, als die Beamten des Volks zu betrachten, schwebte mir schon längst vor. Wenn dieser Plan, dessen Ausführung in Rheinbaiern schon begonnen, sich über ganz Deutschland verbreitet und Wurzel faßt, kann noch Alles gerettet werden, sogar auf friedlichem Wege.

Dienstag, den 14. Februar 1832.

Ich gehe heute Abend in Gesellschaft und habe mich noch gar nicht entschieden, wie ich meine Halsschleife binden soll. Man knüpft sie jetzt: en portemanteau, en bec-de lièvre und en chauvesouris. Mantelsack ist sehr bequem und so trage ich sie gewöhnlich. Fledermaus ist eine uralte Mode. Ich erinnere mich, daß ich an dem Tage, wo ich confirmirt worden, eine Fledermaus-Schleife getragen. Aber was Hasen-Maul ist, weiß ich nicht. Ich will *** fragen, der alles, was sich auf Hasen bezieht, sehr genau kennt.

..... Man muß jetzt mit den Schuften persönlich Krieg führen, ich thue es auch, ob es zwar sonst meine Art nicht war. Es ist nothwendig. Im kleinen Kriege ist ein Mann ein Mann, und Einer weniger ist auch schon ein Sieg.

Es ist schön von den Frankfurtern, daß sie Bockenheim in Bann gethan. Das ist ganz in meinem Geiste gehandelt. Dadurch wird Bockenheim gegen seine Mauth und Regierung aufgeregt, und das kann gute Folgen haben. Sie werden sehen, die Leute lernen etwas aus meinen Briefen.

Sehen Sie, welch eine traurige und zugleich lächerliche Sache es mit der Zensur ist. Frankfurt ist nur vier Stunden von Hanau entfernt, und man weiß nicht genau, was dort vorgeht, und Sie schreiben mir, vorgestern sollen dort Unruhen statt gefunden haben!

Sechs und siebzigster Brief.

Paris, Sonntag. den 19. Februar 1832.

Alle Deutsche hier warnen mich auf's dringendste, ja nicht nach Deutschland zu reisen, weil man ganz ohne Zweifel mich einkerkern würde. Mir schaudert vor dem Gedanken, unter die Bärentatzen einer aufgebrachten deutschen Regierung zu fallen.

Die Frankfurter Jahrbücher haben mir sehr gefallen und überhaupt macht mir die Sache große Freude. Es ist doch wenigstens ein Dämmerlicht, und da es in Frankfurt bis jetzt Nacht gewesen, kann es keine Abenddämmerung, es muß eine Morgendämmerung sein. Die Artikel sind alle gut geschrieben, und bei der nöthigen Mäßigung fehlt es doch auch nicht an der erforderlichen Kraft. Dieses Lüftchen von Freiheit, wäre es denn je zu uns gekommen, hätten die Franzosen keinen Sturm gehabt?

Hätten die deutschen Regierungen je etwas gehört von der Stimme des Himmels, hätte Frankreich nicht gedonnert? Schlimm genug für das deutsche Volk, daß die Furcht der Könige seine einzige Hoffnung, ihr Schrecken sein einziger Trost ist.

Montag, den 20. Februar.

Friede! Friede! Friede! Nicht Casimir Perrier seufzet so nach Frieden, wie ich seufze! Doch mein Friede ist wohl ein anderer. Wie bin ich dieses Kampfes müde! Wie ängstigen mich die Blutflecken, die mir vor den Augen flimmern! Ich möchte spielen und sollte ich darüber zum Kinde werden. Ich möchte in einem Kolleg bei meinem Schoppen sitzen, das Wochenblättchen lesen und Anekdoten erzählen, bis ich darüber zum Philister würde. Die Zunge ist mir trocken; ich bin so durstig, daß ein Morgenblatt, ein Abendblatt, mir Labsal wäre. Ich bin nicht dumm und faul geworden, wie ich neulich meinte; ich bin der Politik überdrüssig geworden. Bestellen Sie sich etwas Lustiges bei mir, schlechte Witze, wohlfeile Späße; es wird mir Alles gut thun. Soll ich Ihnen kleine Geschichten erzählen? Kürzlich vertheidigte ein Advokat einen Angeschuldigten vor Gericht. Es war ein Preßvergehen und die Sache von keiner großen Bedeutung. Der Advokat hatte schon zwei Stunden gesprochen und war noch so ferne vom Ziele als zwei Stunden früher. Da erhob sich einer der Geschwornen und sagte: Müßte ich auch fünfhundert Franken Strafe bezahlen, ich halte das nicht länger aus. Ich bekomme Krämpfe,

ich falle in Ohnmacht, wenn der Advokat noch länger spricht; meine Langeweile ist unerträglich! Der Advokat lächelte und schwieg. Der Präsident und die Richter lächelten; alle Zuhörer lächelten und waren des Scherzes froh, der Allen wohlthat. Aber den folgenden Tag erfuhr man, daß der gute Geschworne, als er nach Hause gekommen, einen Anfall von Schlag gehabt, und daß man ihm zu Ader lassen mußte. Das vermag die Langeweile!

In ein Kaffeehaus in Mailand traten vor einiger Zeit zwei österreichische Offiziere in bürgerlicher Kleidung. Der Eine fragte den Andern, ob er Chocolade trinken wolle? Dieser antwortete: er möge lieber Thee. Gleich darauf wurden die Offiziere vor die Polizei geladen und ihnen vorgehalten, sie wären Revolutionaire, Carbonari, Liberale und sie sollten nur Alles gestehen, dann würde man ihnen vielleicht das Leben schenken. Die Offiziere sahen sich einander verwundert an und betheuerten ihre Unschuld. Unschuldig? donnerte der Polizei-Direktor. Herbei, Zeuge! Da kam ein italienischer Spion und sagte den Offizieren in's Gesicht, sie hätten im Kaffeehause von Freiheit gesprochen. Der gute Spion hatte lieber Thee gehört und das für Liberté verstanden. Die Offiziere wurden mit einem ernsten Verweise wegen ihrer Unvorsichtigkeit entlassen. Den

andern Morgen wurde bei der Parade dem Offizier-Corps die Parole gegeben: es solle bei Strafe der Degradation künftig Keiner mehr in einem Kaffeehaus sagen: ich trinke lieber Thee, sondern: ich trinke Thee lieber. Der Spion bekam eine Extra-Gratification von zehn Dukaten.

Im preußischen Lande Posen haben zwei Brüder der heiligen Hermandad Rottecks Weltgeschichte verbrannt. Sie sind dafür zu Hofräthen ernannt worden. — Gestern ist hier ein Roman in zwei Bänden erschienen, mit dem Titel: Crac! Pcheht! Bavunhd!!! Wie fordert man das Buch in der Leihbibliothek? — In Hannover erscheint ein Journal, worin dem hannöverischen Volke periodisch bewiesen wird, daß es durch seine unvergleichliche Regierung das glücklichste Volk der Welt sei. Das Journal wird von drei Hofräthen redigirt. Sie heißen: Hüpeden, Wedemier, Ubbehohde. Wer solchen Namen nicht glaubt, der ist schwer zu befriedigen. — Der Rektor der Berliner Universität (ich glaube er heißt Marheineke) hat an alle deutsche Universitäten geschrieben, sie möchten doch subscribiren auf die Werke des Königlich Preußischen Hofphilosophen Hegel, die in einer stylverbesserten Ausgabe erscheinen werden.

— So eben verläßt mich Einer, der im Na-

men des Verlegers der angekündigten Uebersetzung meiner Briefe zu mir kam und mich um biographische Notizen bat, die man dem Buche vordrucken wolle. Ich musterte in Gedanken alle Merkwürdigkeiten und Erinnerungen meines Lebens, um einige davon hinauszuschicken. Aber da erging es mir, wie der Viertelsmeisterin Wolf in den Hussiten vor Naumburg. Ich fand, daß es alle meine lieben Kinder sind und ich konnte nicht wählen. Ich ließ den Mann wieder gehen, und sagte ihm, daß ich gar nichts von meinem Leben wisse, und er solle sich an Andere wenden, die besser unterrichtet wären als ich in dieser Sache. Im Ernste, ich begreife gar nicht, wie Einer so unverschämt sein kann, von sich selbst zu reden, außer er müßte sich über sich lustig machen. Das wollte ich aber auch nicht. Darin sind meine Franzosen ganz andere Leute. Dr. *** hat vom Buchhändler Brockhaus den Auftrag, für ein biographisches Lexicon das Leben der hier wohnenden berühmten Männer zu schreiben. *** wendete sich schriftlich an diese selbst, und gleich den andern Tag hatte er von Allen die vollständigsten Selbstbiographien, worin sie ohne alle Satyre sich auf das Schönste lobten. Mancher besuchte außerdem ***, und firnißte noch mündlich sein schriftliches Lebensgemälde. In dem Namens-Verzeichnisse der Personen,

deren Biographien geliefert werden sollen, welches Brockhaus dem *** geschickt, wählte dieser auch meinen Namen aus. Aber Brockhaus entzog ihm diesen Artikel. Gewiß aus Furcht, er möchte als mein guter Bekannter Gutes von mir sagen. Jetzt läßt er sich ohne Zweifel meine Biographie von einem Hering oder einem andern solchen Vieh schreiben. Ich lache jetzt schon darüber. Solche Narren meinen, sie könnten einen jeden beliebigen Ruf machen. Von der siegenden Macht der Wahrheit haben sie gar keine Vorstellung.

Ich freue mich sehr auf Ihren nächsten Brief, worin Sie mir ganz gewiß von dem Aufruhr in Wiesbaden erzählen werden, und von den Gefahren, welchen dort unser Geld ausgesetzt ist. Nun, was mich angeht, so kann ich es gar nicht erwarten, bis sie mir den letzten Kreuzer genommen. Habe ich erst Nichts, dann bin ich Alles was ich habe, und das gäbe mir frische Lebenskraft und machte mich ganz wieder jung. Man fühlt die Leiden des armen Volks doch nicht ganz, so lange man sie errathen muß. Und Sie gar, ein Frauenzimmer, wie können Sie fürchten für Ihr Geld? Möchten Sie nicht jung bleiben bis zum Grabe? Ach! der Reichthum macht Einen alt, sehr alt. Wissen Sie, warum man den Deputirten in Wiesbaden arretirt hat, oder arre-

tiren wollte? (Ich weiß nicht, wie weit es gekommen.) Weil man ihn in Verdacht hatte, Artikel gegen die Nassauer Regierung in die Hanauer Zeitung geschrieben zu haben. Sehen Sie, die sind klug! Sobald sie eine Henne gackern hören, suchen sie die Revolution in der Dotter des frischen Ei's auf; sie warten nicht, bis sie herauskriecht. Und das ist das Geheimniß: die kleinen deutschen Fürsten alle sind von ihrem Adel an Oesterreich und Preußen verkauft. Die Minister dieser kleinen Fürsten drücken das Volk noch über ihre eigne Neigung hinaus, damit es sich empöre und Oesterreich und Preußen Anlaß bekämen, die Staaten mit ihren Truppen zu besetzen. Dann jagt man die kleinen Fürsten fort, und die Judasse von Minister werden gut besoldet. Sind aber die kleinen Fürsten so dumm, daß sie das nicht einsehen? O nein, sie sind gar nicht so dumm, sie sehen das recht gut ein. Wenn sie aber ihre Bürger nicht wie Hunde regieren können, wollen sie lieber gar nicht regieren und treten darum ihre Herrschaft gern an Mächtigere ab, denen es mit der Unterdrückung des Volks besser gelingt als ihnen. Ich kann es nicht verantworten, bis mein lieber Graf Bellinghausen von Wien zurückkommt und seine Pandora-Büchse öffnet. Es möchten wohl Uebel herauskommen, von

denen er sich gar nicht erinnerte, sie eingeschlossen zu haben.

Höchst merkwürdig ist ein Artikel in den neuesten Blättern der deutschen Tribune: „Der Kampf „des deutschen Bundes mit der deutschen „Tribune." Der Verfasser sagt: ohne Zweifel werde die deutsche Bundesversammlung ihren neuen Feldzug gegen die deutsche Freiheit damit beginnen, daß sie die Tribune verbietet. Was wird nun darauf erfolgen? Die Tribune wird sich nicht wehren lassen und fort erscheinen. Die Baierische Regierung wird dann durch Soldatengewalt die Presse zerstören wollen; dann aber werden die Bürger in Rheinbaiern sich bewaffnen und werden zur Vertheidigung ihrer Freiheit gegen die Königssoldaten kämpfen. Gelingt es ihnen nicht und sind sie zu schwach, dann wird man die benachbarten Franzosen zu Hülfe rufen, die trotz und entgegen ihrer „verächtlichen Regierung," den Deutschen beistehen werden. Und dann allgemeiner Krieg. . . . . Dieser offene Trotz muß einen ganz besonderen Grund haben. Und hätte er keinen, wäre er blos aus der sehr edlen Leidenschaftlichkeit des Redakteurs hervorgegangen, auch dann wäre er von den besten Folgen. In der jetzigen Lage der Dinge können wir für die Freiheit gar nichts Vernünftigeres thun; unsere ganze Hoffnung beruht

auf der Unvernunft der Tyrannei. Diese herauszufordern, zu reizen, muß der Zweck jedes liberalen Schriftstellers sein, der von der Sache etwas versteht. Oesterreich und Preußen müssen die Revolution machen. Und man kann ihnen gerade heraus sagen, was man von ihnen erwartet; denn sie werden, uns zum Trotze und um unsere Erwartung zu täuschen, gewiß nicht vernünftig werden.

Von dem ersten März an erscheinen im Badischen zwei neue liberale Blätter, ohne Zensur. Das eine in Heidelberg vom Deputirten von Itzstein redigirt, das andere in Freiburg von den Deputirten Duttlinger, Rotteck und Welker. Das ist nun zum erstenmal in Deutschland, daß bedeutende und angesehene Männer ein politisches Blatt schreiben. Das wird glückliche Folgen haben. Was aber wird die hohe Bundesversammlung thun? Die Art, wie ich geschrieben und die Tribune, war den Herren für einige Zeit wenigstens gewiß willkommen. Das gab ihnen Vorwand, gegen die Preßfreiheit mit Strenge zu verfahren, und Tausende von deutschen liberalen Philistern, die früher in der Abenddämmerung ein leises Wort mitgesprochen, sind von unserm lauten Worte am hellen Tage so in Schrecken versetzt worden, daß sie seitdem schweigen. Das war Jenen in Frankfurt auch Gewinn. Wenn aber Männer, wie

die genannten, mit Festigkeit, doch mit Mäßigung, auf eine dem ängstlichen und frommen Gemüthe der Deutschen entsprechende Weise — und sie wirken doch, nur langsamer — die constitutionelle Gesinnung zu verbreiten suchen, dann werden Oesterreich und Preußen, deren bisheriger Einfluß auf die kleinen deutschen Mächte hierdurch bedroht wird, Alles anwenden, dem, was sie als ihr Verderben ansehen, Einhalt zu thun. Und was dann? Geduld. Wir werden sehen, wer am nächsten ersten April den Andern in den April schickt.

Dienstag, den 21. Februar.

Diesen Morgen besuchte mich Jemand aus Wiesbaden und der von dort kommt. Der erzählte mir, man habe nicht einen Deputirten, sondern einen Beamten arretirt, den man in Verdacht hatte, Artikel gegen die Nassauer Regierung in die Hanauer Zeitung geschrieben zu haben. Der eigentliche Verfasser jener Artikel sei der Papierhändler Schulz in Wiesbaden, und als dieser von der Arretirung jenes Beamten erfahren, sei er vor Schrecken gestorben. Wir Deutsche empfinden jetzt die üblen Folgen, daß man Polignac und seine Gesellen nicht aufgeknüpft hat. Ein solches Beispiel hätte die deutschen Ministerchen doch etwas stutzig gemacht. Wie bequem es aber unsere Regierungen haben! Wie wohlfeil die Tyrannei bei uns ist! Die Regierungen können ein Schreckenssystem ohne Guillotine einführen. Sie brauchen ihre unterthänigen Philister nur mit Gefängniß zu bedrohen, und da sterben sie gleich vor Schrecken. So kriecht, kriecht, ihr Regenwürmer, die ihr nach dem Gewitter in Frankreich euch aus der Erde hervorgewagt — kriecht, bis euch der Fuß der Tyrannei zerquetscht! Welker hat in der Ankündigung seiner neuen Zeitung, die der Freisinnige heißen wird, gesagt: „das neue Blatt

„wird zeigen, daß Baden werth ist, das un-„schätzbare Gut der Preßfreiheit zu ge-„nießen." Zeigen — werth ist: — wem zeigen? der Regierung? der Bundesversammlung? Dieser zeigen, daß ein deutsches Volk der Freiheit würdig sei? Um den Beifall der Regierungen buhlen? Großer Gott! Wie kann man nur so wenig die Würde des Bürgers, so wenig die Würde eines Volks fühlen, in dessen Namen man spricht, daß man sagt, man wolle zeigen, daß das Volk des Beifalls seiner Regierung würdig sei? Die Regierungen müssen um den Beifall ihrer Völker buhlen; sie, aus dem Volke hervorgegangen, von ihm erhoben, von ihm theuer bezahlt — sie müssen zeigen, daß sie des Vertrauens würdig sind, das man in sie gesetzt, daß sie die Macht verdienen, die man ihnen geliehen zum Besten Aller. Das Volk braucht nicht zu bitten, das Volk braucht nicht zu schmeicheln, ihm ist alle Macht, sein ist alle Herrschaft, und die Regierung ist sein Unterthan.

In einem deutschen Blatte las ich: in Preußen wäre ein junger Patriot wegen seines Patriotismus (welches man in der Schindersprache demagogische Umtriebe nennt) zu lebenslänglicher Untersuchung verurtheilt worden. Man kann nicht wahrer und geistreicher die himmelschreiende Grausamkeit

der deutschen Gerichte bezeichnen, die überlegend, ob sie einen armen gefangenen Vogel fliegen lassen oder braten sollen, ihn rupfen sein ganzes Leben lang. — In dem nämlichen Blatte stehen einige Strophen eines Ring- oder Dosen-Gedichts, welches der Hofrath Rousseau in Frankfurt an den Kaiser Franz gemacht hat. Er sagt darin: die Welt habe den Schwindel, und wenn sie Kaiser Franz nicht am Arme fest hielte, wäre sie schon längst umgefallen. Dann sagt er: Jakob hätte sieben Söhne gehabt, — so viel mir bekannt, hat er zwölf Söhne gehabt; aber weil zwölf nur eine Sylbe hat und sieben zwei Sylben, hat der zarte Lyriker fünf Menschen todtgeschlagen; — also Jakob habe sieben Kinder gehabt und nur einen Benjamin. Aber Kaiser Franz mache keinen Unterschied zwischen seinen Kindern, und Ungarn, Böhmen, Italia stünden ihm in gleicher Liebe nah! Ich habe die größte Lust, das Gedicht ganz zu lesen. Bringen Sie mir es mit. Nicht schicken — es wäre schade um das Kreuz.

Sieben und siebzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 26. Februar 1832.

Der deutsche Bund zur Vertheidigung der Preßfreiheit hat hier die größte Theilnahme gefunden; mit steigender Wärme wird diese Angelegenheit behandelt, und der Kreis der Mitglieder erweitert sich täglich. Die hier befindlichen deutschen Handlungs-Commis, von deren Gesinnung und Streben ich Ihnen schon früher geschrieben, haben sich vereinigt und ihre Liste mit Unterschriften ist schon bedeutend angewachsen. Die deutschen Handwerksgesellen haben schon, ehe diese Veranlassung kam, ihren Patriotismus an den Tag gelegt. In dem Speisehause, das sie gewöhnlich besuchen, wo der Wirth ein Deutscher ist, wird der Westbote (ein in Rheinbaiern erscheinendes, im Geiste der Tribune geschriebenes Blatt) schon längst gehalten, und mit einem Eifer gelesen und mit einer Wärme und einem Verstande

erklärt, daß es zum Bewundern ist. Diese tragen auch ihren Son monatlich zur Association bei. Der Advokat Savoie aus Zweibrücken, einer der Gründer des Vereins, ist seit einigen Tagen hier und setzt für die gute Sache alles in Bewegung. Die Polen haben begriffen, daß diese Angelegenheit nicht blos eine deutsche, sondern eine europäische, und mehr als alles, eine polnische sei. Sie bedachten, daß der Rückweg nach Polen über Deutschland gehe und daß nur ein freies Deutschland den Durchzug gewähre. Darum werden auch sie sich der Association anschließen, und im Namen des hiesigen polnischen Komites eine Bekanntmachung erlassen. Die italienischen Flüchtlinge werden diesem Beispiele folgen; denn noch mehr als die Deutschen selbst, drückt sie die deutsche Tyrannei. Die spanischen Patrioten werden es auch thun. Alle begreifen, daß Deutschland der Wall ist, der die Freiheit des westlichen Europa gegen die Angriffe des östlichen schützt. Wenn wir nur drei Monate Zeit hätten! Jeder Tag ist ein Sieg. Denn nichts zu schaffen ist in Deutschland, es ist nur wegzuschaffen: das kleine Hinderniß, das die größte Bewegung aufhält. Es ist Mittag, das Volk sieht hell; doch ein Fensterladen macht Tag zu Nacht und macht das Volk blind. Ein schlechtes Stück Holz zerschlagen und

alles ist gewonnen. Aber wir werden keine drei Monate Zeit haben! Das Gewitter in Frankfurt steigt schwarz empor und wird die Frucht auf dem Halme zerschlagen. Eins wird immer gewonnen und das eine rettet die Zukunft. Durch die Bewegungen der deutschen Patrioten, die trotz ihrer Heftigkeit und scheinbaren Unregelmäßigkeit doch kalt und sehr gut berechnet sind, werden die in Frankfurt völlig den Schwindel bekommen, die letzte Haltung verlieren und ganz ohne Kopf thun, was sie bis jetzt mit wenig Kopf gethan. Völker sind wie die Oliven. Dem leichten Drucke geben sie süßes Oel, dem starken bitteres. Die Herren Diplomaten in Frankfurt pressen sie nun um einen Grad stärker, als sie es bis jetzt gethan, bereiten sich einen bittern Salat und sie werden den Mund verziehen.

Haben denn nicht auch Frauenzimmer, und besonders jüdische, in Frankfurt für den Verein unterschrieben? Letzteren muß man vorstellen, das sei das einzige Mittel, die Heiraths-Freiheit (woran ihnen wohl mehr, als an der Preßfreiheit liegt) zu gewinnen. Thun Sie das.

Montag, den 27. Februar.

Gestern Abend hatten wir ein patriotisches Essen, etwa sechzig Deutsche, meistens Handlungs-Kommis. Der Zweck der deutschen Association für die Preßfreiheit wurde besprochen, und da zeigte sich denn wieder, was sich in jeder Gesellschaft zeigt. Einige sind begeistert; die Andern, der Wärme froh, die ihnen fehlt, sonnen sich gern; die meisten sind kalt, bleiben es gern und müssen mit Gewalt ins Feuer geworfen werden. Deutsche Bedenklichkeiten ohne Ende. Von den Juli-Tagen wollte der Eine nicht gesprochen haben: das könne uns verdächtig machen; Andere unterschrieben, aber nur mit Buchstaben, und erklärten alle Theilnahme zu verweigern, wenn sie ihre Namen nennen müßten. Es war zum Lachen. Sie stürzten nach dem Essen, als sie warm geworden, wie blind nach dem Tische zu, worauf der Subscriptions-Zettel lag, gleich Einem, der in Gefahr, vor der er zittert, die er aber nicht fliehen kann, mit geschlossenen Augen stürzt. Deutsche Art trat in dem Antrage mächtig hervor: sie müssen doch eine Regierung haben, ein Komite, Präsidenten, Sekretair. Sie wollten für eine Freiheit kämpfen, die

ihnen fehlt, und wurden gleich anfänglich ihrer eigenen Freiheit müde, und suchten sich unter dem Namen eines Komites eine Herrschaft. Ich stellte ihnen das Gefährliche einer Kommission vor; wie dann alle Bewegungen, alle Geheimnisse und Papiere in die Hände Weniger kämen, wie dann leicht die Polizei Einfluß erhalte, durch wenige gewonnene Mitglieder alles leiten, alles verhindern könne; wie sie dann wisse, wo sämmtliche Papiere zu finden. Wie viel Eindruck meine Vorstellung gemacht, muß ich abwarten. Savoie hielt eine schöne Rede, die mit größerm Enthusiasmus hätte aufgenommen werden sollen. Auf Vaterland, Freiheit wurden mit mäßiger Wärme Toasts ausgebracht. Als aber — kann ich es doch ohne Lachen kaum schreiben — veranlaßt durch einige anwesende Polen, die Gesundheit der Polen ausgebracht wurde, folgte stürmischer lauter Beifall. So sind sie! Für fremde Freiheit hellflammend, für eigne muß man sie erst einheizen. Die hiesigen deutschen Handwerker sollen sich aber vortrefflich benehmen. Gestern wurde an einem ihrer Versammlungsorte eine Liste aufgelegt, und gleich in den ersten Stunden waren dreißig unterschrieben. Ob man ihnen zwar gesagt, der monatliche Beitrag von einem Sou sei willkommen, wollte doch keiner weniger als einen Frank unterzeichnen,

und sagten dabei: gingen die Geschäfte besser, würden sie mehr geben.

Nachmittags sagte ich zu Konrad: „Geben Sie „Acht. In der Rue Tirechappe No. 7 am Ende „der Rue St. Honoré, es ist eine kleine finstere „Gasse, ist ein Speisehaus. Der Wirth ist ein „Deutscher. Dort gehen Sie heute hin essen. For„dern Sie von dem Wirth die Liste für die Deut„schen. Viele Handwerker und Andere haben unter„schrieben. Wir machen Geld zusammen, und wollen „die Fürsten wegjagen. Sie unterzeichnen auch mit „einem Franken monatlich, und ich will das Geld „für Sie bezahlen." Konrad lachte, und war sehr vergnügt über die Revolution und sagte, ich brauche ihm das Geld nicht wieder zu bezahlen, er gebe das selbst gern. Sein Freund, der Schreinergesell aus Kassel, habe schon gestern mit ihm von der Sache gesprochen. Und er möchte gern wissen, „wann der Spektakel losgeht," damit er gleich fort nach Deutschland eile. Also Konrad hat da gegessen, es waren schon 69 Unterschriften und meistens mit einem Frank. Das sind arme Leute. Die Kommis, die doch alle guten Gehalt haben und oft Söhne reicher Eltern sind, haben auch nur einen Frank gegeben! Konrad ein Verschworner! O Zeitgeist!

Es interessirt mich sehr, zu wissen, wer im Gelehrten-Verein ja, und besonders wer nicht unterschrieben. Daß es *** gethan, ist ein gutes Zeichen; denn es beweist, daß die Sache Mode ist.

Das Pereat: der deutsche Bund, der todte Hund, hat mir sehr gut gefallen. Vivat Pereat!

Dienstag, den 28. Februar.

O, prächtig, da haben wir sie schon! Sie heulen mit den Wölfen, damit sie selbst für Wölfe gehalten und nicht gefressen werden. Den einzelnen deutschen Regierungen wird bange vor der allgemeinen deutschen Association, die von Rheinbaiern ausgeht; sie wollen dieser fürchterlichen Einigung aller Deutschen zuvorkommen, und was thun sie jetzt in ihrer Schlauheit? Sie erfinden eine Badische, eine Würtembergische, eine Darmstädter Freiheit, daß nur keine Deutsche sich bilde. Herr von Fahnenberg, Ober-Post-Direktor in Karlsruhe, sonst ein achtungswerther Mann, aber ein Mitglied der Regierung, also in ihrem Geiste, auf ihren Befehl und zu ihrem Vortheile handelnd, stellt sich an die Spitze einer Großherzoglich—Badischen—Preßfreiheits-Association. Im Falle also der Absolutismus in seinem Kampfe unterläge — berechnen unsere vorsichtigen Regierungen — haben wir doch im schlimmsten Falle nur einen Großherzoglich Badischen, einen Königlich Baierischen, einen Herzoglich Nassauischen Liberalismus und mit diesen kleinen Freiheitchen werden wir in einer günstigeren Zeit schon fertig werden. Unterdessen genießt die Badische Regierung einen Finanzvortheil bei dieser Sache. Die Bundeskasse der

Preßfreiheits=Association vermehrt die Kaution der Journalisten und sichert ihre Bestrafung. Alles schön, alles gut; es kommt nun darauf an, wie weit die Dummheit des deutschen Volkes geht. Und geht sie so weit, daß sie ihren Patriotismus provinzialisiren und mit 39 dividiren lassen, dann wären ja alle diese schlauen Mittelchen ganz unnöthig. Sind wir denn wirklich so dumm, als die Regierungen glauben? —

Gestern steht in der Allgemeinen Zeitung, daß in Berlin wegen Heine's, zwischen einem Anhänger und einem Gegner desselben, ein Duell vorgefallen. Die politischen Duells sind seit einiger Zeit sehr häufig, auch hier zwischen den Polen. Das ist ein gutes Zeichen. Je größer die Erbitterung zwischen den Parteien, je näher der Kampf; je näher der Kampf, je näher der Sieg.

Acht und siebzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 1. März 1832.

Da ist die Adresse nach Zweibrücken. Sie hat mir den ganzen Vormittag verzehrt und ich muß darum über alles Uebrige heute schweigen. Sie sollen sich in alphabetischer Ordnung unterschreiben. Wenn nur nicht unglücklicher Weise der wahrscheinliche Abraham in der Gesellschaft ein furchsames Herz hat, und sich bedenkt, den Anfang zu machen! Vorwärts, Israel! Die Mauern Jericho's sind von Trompeten eingefallen — aber es ist kein wahres Wort daran. Unter Trompete verstand die heilige Schrift die Preßfreiheit. Vor ihr werden auch die Mauern der Tyrannei fallen. Und leset das Kapitel von Samuel und Saul zweimal, zehn Mal, hundert Mal. Adieu.

An die Herren Vorsteher des deutschen Preßvereins in Zweibrücken.

Wir haben die Ehre, Ihnen eine Liste von Einwohnern Frankfurts, die dem schönen Bunde für das freie deutsche Wort beigetreten, zugleich mit dem Betrage der Sammlung des ersten Monats zu übersenden. Alle die Unterzeichneten sind jüdischen Glaubens. Wenn dieses Verhältniß unserer Theilnahme eine besondere Bedeutung gibt, die sie ohne dies nicht hätte: so ist das weder unsere Schuld noch unser Verdienst, es ist nur unser Mißgeschick.

Wir hätten vorauseilen sollen in einem Kampfe, der uns mehr verspricht, als den übrigen Deutschen, weil uns Alles fehlet; doch wir sind die Minderzahl, und es ziemte uns daher die Beschlüsse der Mehrheit abzuwarten und ihrer Leitung zu folgen. Ihr dürft unserem Mitgefühle vertrauen; den Schmerz, kein Vaterland zu haben, kennen wir seit länger als Ihr.

In dem Kriege, den sie den Befreiungskrieg genannt, der aber nichts befreit, als unsere Fürsten von den Banden, in welche die große, mächtige und erhabene Leidenschaft eines Helden ihre kleinen schwachen und verächtlichen Leidenschaften geschmiedet, haben auch

wir die Waffen geführt. Ehe der Kampf begann, genossen wir in Frankfurt, wie überall in Deutschland wo französische Gesetzgebung herrschte, gleiche Rechte mit unseren christlichen Brüdern. Und nicht etwa dem Murren des Volkes wurde diese neue Gleichheit aufgedrungen. Sie überraschte, wie alles Fremde, doch sie ward willkommen, wie alles, was die Liebe bringt. Die nämlichen Bürger tranken herzlich aus einem Glase mit uns, die noch den Tag vorher uns mit Verachtung angesehen oder mit Haß den Blick von uns gewendet. Denn das ist der Segen des Rechts, wenn es mit Macht gepaart, daß es wie durch einen Zauber die Neigungen der Menschen umwandelt: Mißtrauen in Vertrauen, Thorheit in Vernunft, Haß in Liebe. Dem Wasser gleichet Gerechtigkeit; sie fällt schnell herab und steiget nie hinauf. Jede Regierung vermag in allem, was gut und schön ist, die Meinungen und Gesinnungen, das Herz und den Willen der Völker umzuwandeln; aber Völker brauchen Jahrhunderte, ihre Regierungen zu veredeln, und nie der friedlichen Mahnung, nur der Gewalt gelingt es endlich, ihre Wildheit zu bezähmen.

Als wir aber aus dem Kampfe zurückkehrten, fanden wir unsere Väter und Brüder, die wir als freie Bürger verlassen, als Knechte wieder, und das

sind wir geblieben bis auf heute. Nicht blos die Rechte des Staatsbürgers, nicht blos die des Ortsbürgers hat man uns geraubt, wir genießen nicht einmal die Menschenrechte, die, weil sie älter als die bürgerliche Gesellschaft, kein Recht unterdrücken noch modeln darf. Man hat sich uns gegenüber das Recht der Pest angemaßt, das Recht, unsere Bevölkerung zu vermindern, und um dieses fluchwürdige Ziel zu erreichen, verstattet man uns, die wir in Frankfurt fünftausend an der Zahl sind, jährlich nur funfzehn Ehen zu schließen. Höre es, deutsches Volk! Und wenn Freiheit, Recht, Menschlichkeit in Deinem Wörterbuche stehen, erröthe, daß Du ohne Erröthen diese Schmach, die das ganze Vaterland schändet, so lange ertragen konntest.

So wurde uns gelohnt. Wir waren nicht die einzigen, aber wir waren die am meist Betrogenen; und wahrlich, nicht die einzigen zu sein, hat uns mehr geschmerzt, als die am meist Betrogenen zu sein.

Verdienten wir unser Schicksal? So wenig als Ihr es verdientet. Doch hat es je der Tyrannei an Unverschämtheit gefehlt, wenn sie aus Spott eine Rechtfertigung sucht, über die sie ihre Gewalt erhob?

Dich, christlich deutsches Volk, haben Deine Fürsten und Edelleute als ein besiegtes Volk, Dein Land als ein erobertes Land behandelt. Und uns, jüdisch deutschem Volke sagte man, wir wären aus dem Orient gekommen, hätten zur angenehmen Abwechslung die babylonische Gefangenschaft mit der deutschen vertauscht, wir wären fremd im Lande und wir betrachteten ja selbst unsere Mitbürger als Fremdlinge. Doch das ist unser Glauben, was auch die Verläumdung gelogen; das ist die Lehre unserer Väter, was auch die Schriftgelehrten herausgedeutet! Als Gott die Welt erschuf, da schuf er den Mann und das Weib, nicht Herrn und Knecht, nicht Juden und Christen, nicht Reiche und Arme. Darum lieben wir den Menschen, er sei Herr oder Knecht, arm oder reich, Jude oder Christ. Wenn unsere christlichen Brüder dieses oft vergessen, dann kommt es uns zu, sie mit Liebe an das Gebot der Liebe zu ermahnen — uns, die wir älter sind als sie, die wir ihre Lehrer waren, die wir den einen und wahren Gott früher erkannt und der reinen Quelle der Menschheit näher stehen als sie.

Viele unserer Glaubensgenossen, und wie hier so gewiß auch überall, zögern noch dem Vereine beizutreten. Sie theilen unsere Gesinnungen, ihr Herz schlägt so warm als das unsere für die Freiheit des

Vaterlandes; aber sie sind bedenklich, sie, die Reichen unter uns, weil sie, den Räthen der Gewaltherrscher näher stehend, sich einflüstern ließen: wenn das Volk zur Macht käme, werde es die Ketten der Juden noch enger schließen.

Schenkt diesen Einflüsterungen kein Gehör, geliebte Glaubensgenossen! So sprechen Jene nur, um Bürger von Bürger zu trennen, damit sie das so getrennte, sich wechselseitig mißtrauende Volk leichter nach ihrer Willkür beherrschen können. Tretet dem Bunde bei. Die Freiheit der Presse gründet die Herrschaft der Vernunft, und unter dieser Herrschaft sind Alle gleich, gibt es keine Knechte.

Sie aber, würdige und muthige Männer, die für das deutsche Volk das Wort genommen, sprechen Sie es aus, was unsere Glaubensgenossen zu erwarten haben von der Freiheit des Vaterlandes. Reden Sie klar und offen, nicht für uns, nur für die Andern, die ängstlich noch zurückgeblieben.

Doch wie auch Ihre Antwort günstig oder nicht, wir treten nicht zurück. Als die Polen ihren Kampf begannen, so erhaben er auch war, lud man dort die Juden nur zum Kampfe ein, aber nicht einmal zur Hoffnung der Siegesbeute. Polen unterlag! Beginnt jetzt Euren Kampf, wir theilen ihn und vertrauen auf Gott. Wir wissen: das Schuldbuch des

Himmels hat nur noch wenige leere Blätter, die Thorheiten und Sünden der Menschen in Rechnung zu bringen. Dem Undanke, dem verrathenen Vertrauen folgt bald die Strafe nach. Ihr werdet frei mit uns, oder Ihr werdet nicht frei.

Euch aber, geliebte Glaubensgenossen, sei es gesagt: wenn einst unsere christlichen Brüder die Freiheit sich gewinnen und wir theilen, wie den Kampf, so die Beute des Sieges mit ihnen, dann — nichts vergessen, nichts vergeben, keine Versöhnung, die nur die Grenze des Hasses ist. All unser Gedächtniß liege bei den Gebeinen unserer Väter; nur in der Zukunft wollen wir leben, nur für die Zukunft wollen wir sterben.

Neun und siebzigster Brief.

Paris, Montag, den 5. März 1832.

Der Lindner ist zum Legationsrath in München ernannt worden, und hat die allergnädigste Erlaubniß, die Uniform des königlichen Hauses tragen zu dürfen, taxfrei bekommen. Ich möchte ihn sehen in seiner Livrée. Dieser Lindner ist die vollendetste Lakaien-Seele, die ich je kennen gelernt; er ist mit gelben Aufschlägen und geprägten Knöpfen auf die Welt gekommen. Er und Hormayer schreiben die neue baierische Staatszeitung, und der Letztere hat das Feld der Literatur zu bebauen übernommen. Das wird eine schöne Landwirthschaft werden!

— Ach, was habe ich für einen schönen neuen Ueberrock! Haselnußfarbe, bequem über den Frack zu tragen, wattirt, lang, ein Meisterstück. Sie hätten Ihre Freude daran. Auch hat ihn der berühmte

Staub gemacht, der Rothschild der Schneider. Als ich ihm sagte: Noch nie hätte mir ein Pariser Schneider einen Ueberrock nach Wunsch gemacht und ich bäte ihn darum, die Sache mit Ernst zu bedenken, lächelte er ganz mitleidig und sagte: une maison comme la nôtre! Und der Mann hat Recht, stolz zu sein. Was die Natur an mir verdorben, hat er wieder gut gemacht. Meine Taille sollten Sie sehen! — —

Mit diesem schönen Ueberrock ausgeschmückt (und in dieser Absicht schone ich ihn und ziehe ihn selten an), werde ich künftigen Sommer den Redakteur der Mannheimer Zeitung in Heidelberg besuchen, und werde ihm sagen: Ich bin der Verfasser der Briefe aus Paris, zu dem die Stuttgarter Hofzeitung gesagt hat: O du elende Schmeißfliege! Die zwei Haupt-Redakteurs an dieser Zeitung sind der ehrliche Lindner und geheime Hofrath Münch, von denen jeder dreitausend Gulden Gehalt bekommt. Dafür müssen sie grob sein. Sie aber werden weit schlechter bezahlt, und sind daher auch weit weniger grob. Indessen haben Sie von mir gesagt: Ich hasse die Fürsten, weil ich keine Hoffnung hätte, selbst ein Fürst zu werden, und haßte die Reichen, weil ich kein Geld hätte. Das Eine ist dumm, und darum verzeihe ich es Ihnen; aber das Andere ist gelogen.

Betrachten Sie mich in diesem Rocke; sehe ich aus, wie ein Mann, der arm ist? Der Rock hat eine Haselnußfarbe, einen Sammetkragen, und ist mit Seide gefüttert und wattirt von oben bis unten. Er hat fünf Taschen und eine sechste geheime für Verschwörungslisten, und kann bis an den Hals zugeknöpft werden. Fühlen Sie einmal dieses Tuch an; fragen Sie Herrn Zimmern daneben, wie viel die Elle von solchem Tuche kostet und Sie werden erstaunen. Und Sie nennen mich arm? Wenn Ihre ganze Garderobe so viel werth ist, als mein einziger Rock, sollen Sie mich zum Fenster hinaus in den Neckar stürzen. Hundert und dreißig Franken hat er gekostet. Ueberhaupt, für wie reich halten Sie mich?... Der Redakteur, dem mein grimmiges Gesicht ganz Angst gemacht, möchte gern höflich sein und mich für sehr reich erklären; aber so ein armer Teufel von Pescheräh hat nicht weit zählen gelernt und er antwortet: O, Herr von Börne, Sie sind gewiß drei- bis vierhundert Gulden reich ... Vierhundert Gulden! Sie sind ein Narr. Eine Million bin ich reich, sowohl an baarem Gelde als an Manuscripten und guten Eigenschaften. Sie aber, wie viel sind Sie werth? ... O! ich bin wenig werth ... Wenig werth? Gar nichts sind Sie werth. Sie sind nicht werth, daß Sie der Teufel holt! Dann

ginge ich fort und lachte mich todt. Nur eines ist mir unerklärlich: warum der Redakteur der Mannheimer Zeitung von den Heidelberger Studenten noch niemals Prügel bekommen.

— So viel ich das undeutlich geschriebene Motto aus dem Tacitus lesen kann, heißt es in deutscher Uebersetzung ungefähr wie folgt: „Nicht blos gegen „die Schriftsteller, sondern auch gegen deren Werke „wurde auf Befehl der Triumvirn mit Erbitterung „verfahren, und die Denkmäler der erhabensten Geister „wurden auf dem Forum verbrannt — als könnten „durch Feuer die Klagen des römischen Volks, die „Freiheit des Senats und das Gefühl des ganzen „Menschengeschlechts vernichtet werden!“

Mittwoch, den 7. März.

Nicht auf Myrons Kuh wurden zu ihrer Zeit so viele Epigramme gemacht, als in Deutschland seit einigen Monaten auf mich gemacht wurden! Und es sind nicht blos kleine Schaumuster von Witz, von Fingerslänge, wie jene griechischen waren; sondern es sind ganze lange, breite, schwere Witzstücke, woran drei Blei hängen, das bekannte Fabrikzeichen der deutschen Satyre. Es ist aber merkwürdig, was ich bei den Fabrikanten Kredit habe! Sie schicken mir ihre Waare unbestellt, unverlangt, und scheinen ganz unbekümmert, ob ich sie einmal bezahlen werde oder nicht. Aber ich bezahle sie — ehrlich währt am längsten.

Ein solches Witzstück erhielt ich gestern in meinem Briefe, der das Postzeichen: Hamburg. 15. Nov. trug. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte darauf schwören, daß der Briefsteller acht Tage nach dem 15. November sich Morgens vergnügt die Hände rieb und jubelte: heute kommt mein Brief nach Paris, heute wird er braun, roth, gelb und weiß vor Aerger und zerbricht sich den Kopf, wer das Sonett gemacht haben mag: Goethe oder Platen, oder Uhland, oder Heine, oder Chamisso — und kann es nicht errathen. Aber es kam ganz anders. Den Brief erhielt ich erst gestern, also vier Monate später, weil

die Adresse falsch war. Die Straße Rue de Provence war zwar richtig angegeben, aber die Hausnummer war falsch. Ich wohne Nr. 24, und die Adresse hatte Nr. 21. Vier Monate suchte mich der Briefträger, bis er mich endlich fand! Und ich wohne doch der Nr. 21 gerade gegenüber! Und ich erhielt den Brief zugleich mit dem ersten Veilchen, zu einer Zeit, wo mich nichts ärgern kann, weil ich dann meinem Ost entgegendämmere, weil ich dann des baldigen Wiedersehens froh bin. So weise hat mein Schutzgeist Alles gelenkt, um die Bosheit des Hamburger Sonettiers zu vereiteln.

Aber so ist der Deutsche! Dieser unbekannte Hamburger — ein Mensch, der so gar keine Schulkenntnisse hat, der so wenig von Geographie, Statistik, Historie, Topographie, Biographie gelernt hat, daß er nicht einmal weiß, daß ich in der Rue de Provence Nr. 24 wohne und nicht Nr. 21 — nimmt sich heraus, ein Dichter sein zu wollen, nimmt sich heraus, ein Sonett auf mich zu werfen! Und mit welcher Bosheit ging er dabei zu Werke! Daß ich ja nichts ahnen möchte, daß ich ja in der Erwartung schwelgte, das Innere des Briefes werde so rücksichtsvoll und artig sein als sein Aeußeres, und die Uebrrraschung, der Schrecken mich so fürchterlicher darnieder werfe — schrieb er auf die Adresse: à Mon-

sieur L. Boerne, savant Allemand und frankirte den Brief. Wie man Einem Grobheiten frankirt schicken mag, begreife ich nicht; nie hätte ich das Herz dazu.

Hier folgt die Abschrift des Sonetts. Das „Entwichner Wechselbalg“ wird Ihnen gefallen. Ich bitte, sehen Sie in meinem Schimpfwörterbuche nach, ob in W. Wechselbalg steht; wenn nicht, tragen Sie es nach.

An L. Börne,
den Briefsteller aus Paris.

Ist der ein Deutscher, der mit frechem Hohne
Den deutschen Namen schändet, ihn entehrt,
Was Deutschen heilig ist, giftig zerstört,
Es richtend nicht, hinrichtend gleich dem Frohne! —
Schütz Himmel uns vor dem verworf'nen Sohne
Des Vaterlands, der Jud' und Christ empört,
Der Lug und Trug zu lehren nur begehrt,
Sich flechtend selbst der ew'gen Schande Krone! —
Du wähnst Dich sicher im Asyl der Franken,
Und nicht zu Deutschen, nicht in deutsche Schranken,
Entwich'ner Wechselbalg, kehrst Du zurück!
Doch wohin Dich die flücht'gen Sohlen tragen,
So lang' im Busen deutsche Herzen schlagen,
Ist auch Verachtung Dein gerecht Geschick!

Donnerstag, den 8. März.

Als ich gestern den Wechselbalg suchte, war er nicht zu finden. Erst einen Tag in meinem Zimmer und schon verschwunden! Darum heißt er auch mit Recht ein flüchtiger Wechselbalg. Endlich fand ich ihn unter meinen Papieren versteckt und niedergekauert. Und als ich so Nachsuchung hielt, fiel mir noch ein anderes Blatt in die Hände, ein köstliches Blatt, eine wahre papierne Krone, und ich kann darum wie Saul sagen: ich war hingegangen, einen Esel zu suchen, und habe eine Krone gefunden. Doch nein! O Gott nein! Jetzt nicht scherzen, nicht lachen! Lesen Sie, lesen Sie. Dieses schwefelfarbige Aktenstück aus dem Archive der Hölle wurde mir im Winter vor unserm Aufenthalte in Soden von *** vertraulich mitgetheilt. Ich sollte es zum Drucke befördern. Nun hatte mich wohl damals meine schwere Krankheit unempfindlich, später die französische Revolution hoffnungstrunken gemacht. Es war mir ganz aus dem Sinne gekommen. Jetzt, gesund genug und nur zu nüchtern, fand ich das Papier wieder. Jetzt will ich es drucken lassen. Schreiben Sie mir es ab, und verbrennen Sie sogleich das Original. Die Handschrift möchte Vielen in Frankfurt wohl bekannt sein. O! es kocht, es kocht

in mir! Aber meine bevorstehende Reise läßt mir nicht Zeit zu warten, bis meine Zorn-Suppe gar geworden. Unglückliches Volk! Unglückliches Vaterland! Kein Wahnsinniger wird so bevormundet und gepeinigt. Es ist mir, als sähe ich das ganze deutsche Volk im Drillhäuschen. Doch genug, genug!

Bericht des Oesterreichischen Generals von Langenau an den Fürsten von Metternich.

(Frankfurt, 1823.)

In die Majorität der Bundes-Gesandten ist ein Geist des Widerspruchs gefahren, der sich in zweifacher Beziehung in der Form des Liberalismus manifestirt, obwohl er durch und durch politischer Natur ist.

Die erste Form ist die Gesetzlichkeit. Kein Antrag darf ohne strenge Prüfung zur Abstimmung gebracht werden. An jeden wird der Buchstabe des Gesetzes als Maßstab gelegt; jede Discussion wird auf Grundsätze zurückgeführt. Alles wird unter die Lupa der Bundesversammlung gebracht; kein Gesetz wird für oder wider angeführt, ohne durch künstliche Exegese den Sinn desselben auf so folgenreiche Weise auszudehnen, daß der Convenienz bald gar kein Spielraum mehr übrig bleiben wird. Aber nicht die Gesetzlichkeit, die Verfassungsmäßigkeit ist der letzte Zweck dieser Sophisten. Dieser liegt vielmehr darin, den großen Bundesmächten die formale Rechtsgleichheit aller Bundesglieder so unerträglich zu machen, daß sie, um sich in ihren Interessen nicht binden zu lassen, sich genöthigt sehen, im Bunde nur

eine passive Rolle zu spielen, und nur durch diese Passivität gegen die Action der Mindermächtigen zu reagiren. Allein dies gerade fördert ihren Zweck, indem die kleinern Staaten, eben durch diese Thätigkeit, die öffentliche Meinung in dem Grade für sich gewinnen, in welchem die größern durch ihre Unthätigkeit, die als hemmendes Prinzip erscheint, dieselbe verlieren.

Die zweite Form ist die der Nationalität. In dieser Form suchen sie die verschiedenen, oft sich widerstrebenden Interessen der einzelnen kleinen Staaten in Separatverhandlungen auszugleichen und zur Erhaltung der so errungenen gemeinsamen Interessen förmliche Bünde im Bunde zu stiften. Warum wird mit so großem Eifer, mit so vieler Umsicht an der Organisation der gemischten Armee-Corps gearbeitet? Warum der Vereinigung darüber alle Rangverhältnisse so leicht geopfert? Warum stehen die Theilhaber dieser Corps, so bald sie die Selbständigkeit derselben nur von weitem gefährdet glauben, gleich für Einen Mann? Warum hat man in den Staaten, welche von Protestanten regiert werden, mit so unwandelbarer Hartnäckigkeit allen Schwierigkeiten, die sich der Gründung eines gemeinsamen Systems für die katholischen Kirchenangelegenheiten in den Weg stellten, Trotz geboten? Hat nicht, um nur das

System zu Stande zu bringen, Würtemberg seinen Landesbischof einem badischen Erzbischof untergeordnet, Darmstadt der Metropolitanwürde, welche Mainz so lange zierte, entsagt, Kurhessen dem Großherzogthum Hessen den Vorrang eingeräumt? Hat man nicht selbst die kleinen Staaten Norddeutschlands in den süddeutschen Verein zu locken gewußt? Warum wird auf einmal jede Finanz-Rücksicht und jedes Provinzial-Interesse für nichts geachtet, um nur den süddeutschen Handelsbund, an welchem in Deutschland so eifrig gearbeitet wird, zu Stande zu bringen? — Die öffentliche Meinung soll damit gewonnen werden, die Völklein sollen an die Möglichkeit glauben, daß sie ein Volk werden könnten; sie sollen in solchen Vereinen ihr Wohl gegründet finden, sie sollen Partei nehmen gegen die, welche, weil sie andere Interessen haben, den gleichen Weg nicht nehmen können, und in dieser neuen Liebelei mit den Völkern und der öffentlichen Meinung wollen jene Liberalen dem Einflusse ein Ziel stecken, den, zu ihrem großen Verdrusse, die großen Mächte noch immer auf die innern Angelegenheiten der einzelnen deutschen Staaten ausüben und auszuüben berufen sind.

Diese Menschen, die oft weniger liberal sind, als sie, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, sich darstellen, theilen sich zwar wieder in zwei verschiedene Klassen, in die Idealisten und Realisten; allein, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, streben sie doch beide nach dem einen Ziele, gegen die beiden großen Mächte einen Antagonismus zu organisiren.

An der Spitze der Idealisten steht der Freiherr von Wangenheim. Ihm schließen sich mehr oder weniger an die Herren von Carlowitz und Harnier. Realisten sind der Freiherr von Aretin und der Herr von Lepel. Jener läßt die Idealisten sprechen und zieht, indem er sie zu bekämpfen scheint, die Conclusa, wie sie es wollen, gegen Oesterreich; dieser stimmt offen und unverholen für Alles, was gegen die großen Mächte ist. — Ihm folgt, wenn irgend möglich, der Herr von Roth. Auf Graf Eyben, Graf Grüne, Graf Beust und Baron Penz ist nicht zu rechnen; sie sind den Idealisten und Realisten persönlich befreundet und wenn sie auch gegen die großen Mächte nichts unternehmen, sind sie doch auch nicht für sie zu gebrauchen. Macht man Ansprüche auf sie, so schützt der Eine die Forderungen der Ehre, der Andere gar die des Pandektenrechtes vor — im Grunde liebäugeln auch sie mehr

oder minder mit der Popularität. Aus Freiherrn von Blittersdorf ist nicht klug zu werden, er lebt in allen Elementen mit gleicher Leichtigkeit.

Was bleibt uns? Ein Präsident, der zwar sagen muß, was wir wollen, es auch gern und mit Heftigkeit sagt, aber es nicht vertheidigen kann, so daß er mit dem besten Willen oft das Gegentheil von dem selbst mit beschließen hilft, was er durchsetzen sollte; ein Graf Goltz, der das, was Graf Buel bejaht, zwar nie verneint, aber zur Vertheidigung der Sache nie auch nur das Mindeste beizutragen vermag; der Herr von Hammerstein, der uns nur bei seinem ersten Auftritte liberal und also gefährlich erschien, jetzt aber sich täglich besser zeigt. Er hat Kenntnisse, Verstand und einen gewissen Geist der Intrigue, und den Stolz, der über die Kleinen hinwegsieht; er wird uns, wenn Sie ihn mit dem Bande, das er uns selbst darreicht, vollends fesseln, wichtige Dienste leisten können. Der Minister Marschall, auf den unter allen Umständen und für jeden Zweck zu bauen ist; der Freiherr Leonhardi, der nicht muckſen darf, und die Gesandten der sogenannten freien Städte, obwohl auch diese, der Mehrzahl nach, die Faust in der Tasche machen.

Hieraus folgt, daß, so gute Elemente wir auch haben, dennoch an der Begründung des Stabilitäts-

Systems, und mithin an Herstellung der Ruhe, nicht zu denken ist, wenn man nicht die Idealisten zusammt den Realisten bannen kann. — Die Bundes-Versammlung muß epurirt werden. Darauf müssen Oesterreich und Preußen vor allen Dingen wirken. Die auf diesen Zweck berechneten Schritte müssen zwar gemeinschaftlich verabredet, aber nur abwechselnd von einem dieser beiden Staaten allein und sehr nach und nach gemacht werden, damit nicht andere als die angegriffenen sich in ihrer Würde gefährdet glauben mögen. Deshalb darf man die Epuration auch nicht beim Freiherrn von Aretin anfangen, obwohl seine Entfernung, weil er vor allen Andern der Verstockteste und daher der Gefährlichste ist, am wünschenswerthesten wäre. Baiern hält am meisten auf seine Unabhängigkeit, würde also am ersten Lärm blasen, und nicht ohne großen Anhang bleiben. Daher muß das baierische Gouvernement nicht gereizt, sondern in's Interesse gezogen und für die Epuration gewonnen werden. Dies ist zum Glück gar nicht so schwer, da der Minister Rechberg das baierische anti-österreichische System vergißt, sobald man ihm in irgend einem magischen Spiegel die Revolution und den Fürsten Metternich als deren Bändiger zeigt. —

Nicht ohne Erfolg hat Preußen in seinen Cir-

kular-Bemerkungen über die Köthensche Streit-Angelegenheit den Freiherrn von Aretin nicht nur geschont, sondern sogar gelobt. Rechberg findet diese Bemerkungen vortrefflich, das Benehmen der Mehrzahl der Bundesgesandten abscheulich. Gelingt es, das baierische Gouvernement in dieser Stimmung zu erhalten, so wird der Epuration kein großes Hinderniß im Wege stehen. Es kommt dann nur darauf an, immer nur Einen Gesandten auf Einmal und zuerst einen solchen zu attaquiren, dessen Hof von den übrigen aus irgend einem Grunde am leichtesten zu isoliren ist. Es ist ziemlich gleichgültig, wer dieser erste sei. Alles ist gewonnen, wenn um seines Benehmens gegen die großen Mächte willen nur Einer rappellirt wird. Zeigt man dann nur den festen Entschluß, daß, wenn es sein muß, der nämliche Prozeß sofort werde von vorn angefangen werden, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß der böse Geist, der jetzt in der Bundes-Versammlung sein Unwesen treibt, bald gebannt sein wird. Keinem Gesandten wird es alsdann so leicht wieder einfallen, in seinen Berichten, die wir ja meistens perlustriren können, den Geist der Opposition, der allerdings in den deutschen Fürsten zu leicht nur geweckt werden kann, zu nähren, vielmehr werden sie, um sich in ihren einträglichen und zugleich ruhi-

gen Posten zu befestigen, selbst dazu mitwirken, ihre Höfe den österreichischen, also auch den preußischen An- und Absichten aus treuer Anhänglichkeit an das alte Kaiserhaus entgegen zu führen.

Dies ist der einzige Weg, auf welchem meines Dafürhaltens wir das wieder erobern können, was wir uns in unbegreiflicher Sorglosigkeit haben entreißen lassen.

Neun und siebzigster Brief.*)

Paris, Samstag, den 10. November 1832.

Diesen Brief, vom Samstag datirt, fange ich heute Sonntag erst an. Ich habe mich einer Treulosigkeit gegen Sie schuldig gemacht; nicht wegen Mademoiselle **** — denn diese besuchte ich erst um zwei Uhr, ich hätte also den ganzen Vormittag Zeit gehabt, Ihnen zu schreiben, — sondern wegen eines Buches, das mich so angezogen. Ich empfehle Ihnen Scènes de la vie privée par Mr. Balzac. Ich glaube es sind vier Bände. Ein moralischer Erzähler von seltener Vortrefflichkeit und der die

*) Mit diesem Briefe beginnt die dritte Abtheilung der Börne'schen „Briefe aus Paris." Vergl. unsere Notiz zum ersten Briefe im achten Bande dieser Gesammtausgabe.

Die Herausgeber.

Tugend so liebenswürdig darzustellen weiß, daß man sie, zu seinem eigenen größten Erstaunen, noch vierzig Jahre nach der Kindheit lieb gewinnt. Sie hatten also einen ganzen Tag lang keine andere Nebenbuhlerin als die Tugend selbst.

Montag, den 12. November.

Sie wundern sich gewiß, daß ich noch kein Wort Politik gesprochen in diesen sechs Briefen; ich wundere mich selbst darüber und ich weiß nicht wie es kommt .... O! es ist so langweilig, so langweilig! ich knurre wie ein alter Hund, der unter dem Ofen liegt, und kann es vor lauter Bosheit nicht zum Bellen bringen. Bosheit gegen wen? Nicht gegen den bürgerfreundlichen Großherzog von Baden, der die Professoren Rotteck und Welker abgesetzt, sondern gegen die Letzteren, die aus Schafs-Gutmüthigkeit ein actives Verbum haben zum passiven werden lassen. Nicht gegen den Minister Winter in Carlsruhe, der sich für einen freisinnigen Mann ausgegeben und den ich immer für einen Pascha von drei Fuchsschweifen gehalten; sondern gegen die Narren, die ihm das geglaubt. Nicht gegen die Schamlosigkeit der baierischen Regierung, die Landeskinder nach Griechenland schickt, um deutsches zahmes Kuhpockengift in das edle griechische Blut zu bringen, damit ein Heldenvolk bewahrt werde vor dem Fieber und den Blatternarben der Freiheit und ein hübsches, weibliches, polizeiglattes Gesicht behalte; sondern gegen die Baiern, die ruhig und breit dastehen, wie die Bocksbierfässer, und ohne sich zu rühren sich anzapfen lassen von dem unersättlichen Gewalts-Durste ihres

Königs. Nicht gegen die hessische Maitressen-Regierung, welche alle freisinnigen Deputirten mit Fächerschlägen aus der Kammer jagt; sondern gegen diese selbst, die sich wie Spatzen durch ein Husch! Husch! vertreiben lassen. Die in Cassel begreife ich nicht. Die Cholera ist dort und wie ich gelesen, haben sie große Furcht davor. Wenn man aber die Cholera fürchtet, wie kann man zugleich Gefängniß und Geldstrafen fürchten? Aber der Deutsche hat ein großes Herz! Als einst Napoleon einen Offizier ausschmähte, antwortete dieser: Ihr Zorn ist nicht gefährlicher als eine Kanonenkugel — und darauf schwieg der Kaiser und lächelte. Es war freilich Napoleon; wäre es ein deutscher Wachtparadenfürst gewesen, er hätte den Offizier kassirt und ihn auf die Festung geschickt. Es ist doch etwas sehr Geheimnißvolles in der Furcht; den Heldenmuth begreift man viel leichter. Hunderte von freisinnigen Bürgern in Frankfurt lassen sich dort von der Polizei schulbübisch examiniren und abstrafen und denken gar nicht daran, daß wenn sie hunderte wie ihrer sind sich Alle in eine Reihe stellten, Alle für Einen für Jeden sprächen und handelten, man ihnen ja gar nicht beikommen könnte, da Frankfurt nicht genug Gefängnisse hat sie einzusperren.

So knurre ich; ich wollte aber ich wäre im

Ernste ein Hund. Wann ein Hund von seinem Herrn geprügelt wird, so ist es doch ein höheres Wesen, das ihn beherrscht; der Mensch ist der Gott des Hundes, es ist seine Religion, ihm treu und gehorsam zu sein. Läßt sich aber je ein Hund von einem andern Hunde beißen, ohne sich zu wehren? Oder hat man gar je gesehen, daß tausend Hunde einem Einzigen gehorchen? Der Mensch aber läßt sich von einem andern Menschen prügeln; ja tausend Menschen erdulden es von einem Einzigen und wedeln dabei mit den Schwänzen! Und Jarke in Berlin ist an die Stelle von Genz nach Wien gekommen. Erinnern Sie mich an diesen Jarke, wenn ich ihn vergessen sollte. Ich habe etwas über ihn zu sagen. Zwar hat mich Heine gebeten, ich möchte ihm den Jarke überlassen; aber ich denke es ist genug an ihm für uns Beide.

Die andere europäische Tyrannei gefällt mir weit besser als die deutsche. Ich weiß nicht — es ist etwas Genialisches, Großes darin. Es ist wenigstens eine hohe Mauer, die Jeder sieht, der Jeder ausweichen kann, und es müßte Einer sehr zerstreut sein, mit dem Kopfe dagegen zu rennen. Unsere aber — das ist ein Scheitholz mitten auf dem Wege, in der Nacht und keine Laterne dabei; man fällt darüber und bricht das Bein. So fiel neulich der Ge-

burtstag des Kaisers von Rußland ein, oder solch' ein anderer heilloser Tag, und da befahl die Polizei in Warschau: es müßte Jeder illuminiren und für jedes Fenster, das dunkel bliebe, müßte man dreißig Gulden Strafe bezahlen. Das ist deutlich! Eine Dame in Neapel schrieb an ihren Sohn nach Marseille, sein alter Vater säße schon einige Monate im Kerker, weil er, der Sohn, liberale Artikel in eine Marseiller Zeitung schriebe! So weit bringt es der Bundestag in seinem Leben nicht. Doch wer weiß!

Schreiben Sie mir ja recht oft und viel und freundlich, daß mir gar nichts von meinem Herzen übrig bleibe; denn ich wüßte nicht, wie ich diesen Winter auch nur den kleinsten Rest verwenden sollte. Die Malibran ist nicht hier und sie kommt auch nicht. Ich wollte ich wäre zwanzig Jahre jünger, daß ich darüber weinen dürfte. Während der Schneetage von Paris log sie mir den Sommer vor; wenn sie sang, sah ich blitzen, hörte ich donnern, und wo in meiner Brust noch ein altes Körnchen Pulver lag, da kam ihr Feuer hin und verzehrte es! Ihr armer Freund! Jetzt bleibt meine einzige Lust, die Seifenblasen der Bundesknaben steigen sehen und nach den Schuldoktrinairs mit Schneeballen werfen.

Achtzigster Brief.

Paris, Montag, den 12. November 1832.

. . . . Fragen Sie doch allerlei und verschiedenartige Leute — es müssen aber natürlich Solche sein, welchen hierin ein Urtheil zuzutrauen: ob sie mich für fähig halten, eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben? Ich selbst habe es oft überlegt, konnte es aber noch zu keiner entschiedenen Meinung bringen. Ich weiß nur, daß ich Lust dazu habe; welches aber gar nicht beweist, daß ich auch das Talent dazu habe. Zu den Speisen, die man am wenigsten vertragen kann, hat man oft den größten Appetit. Ich möchte eher urtheilen, daß ich die Fähigkeit nicht habe, als daß ja. Zu einer Geschichtschreibung gehört ein künstlerisches Talent, und die Leute sagen, daß mir das durchaus fehle. In einer Geschichte müssen die Dinge dargestellt werden wie sie sind, wie sie sich im natürlichen Tageslichte

zeigen; nicht aber, wie sie durch das Prisma des Geistes betrachtet, als Farben erscheinen, noch weniger wie sie in der Camera obscura des Herzens sich abschatten. Glauben Sie nicht auch, daß ich zu viel denke und empfinde! Die gefährlichste Klippe in einer Geschichte der französischen Revolution ist: daß diese noch nicht geendigt ist, ihr Ziel noch nicht erreicht hat; daß man also je nach der Gesinnung ohne Furcht und Hoffnung von der Sache gar nicht sprechen kann; und Furcht und Hoffnung drücken sich oft als Haß und Liebe aus, und das darf nicht sein. Ein Geschichtschreiber muß sein wie Gott; er muß Alles, Alle lieben, sogar den Teufel. Ja, er darf gar nicht wissen, daß es einen Teufel gibt. Also fragen Sie Den und Jenen, und theilen Sie mir genau mit, was Jeder von ihnen sagt. Es ist ein Werk langer und schwerer Arbeit und ich möchte es ohne Hoffnung daß es gelinge nicht unternehmen. Ich bin jetzt schon gerührt, wenn ich daran denke, wie ehrwürdig ich mich ausnehmen werde, wenn ich als großer Gelehrter und Narr unter tausend Büchern sitze und sie eines nach dem andern durchlese und ausziehe, und wie mir dabei heiß wird und ich seufze: ach! wie glücklich war ich in früheren Zeiten, da ich noch leicht wie ein Schneidergesell, dem man in der Herberge das Felleisen gestohlen, durch Feld

und Wald zog, und überall ohne Geographie und Führer den Weg und jeden Abend ein Wirthshaus fand. Aber es ist Zeit, daß ich das Schwärmen einstelle und mich in eine Arche zurückziehe; denn ich sehe die Sündfluth kommen. Vierzig Monate wird sie dauern, und dann, wenn die Gewässer abgelaufen sind und der Regenbogen am Himmel steht, werde ich mit einer versöhnlichen Geschichte der französischen Revolution hervortreten, voller Liebe und Feuchtigkeit — und da alsdann alle Rezensenten ersoffen sein werden, das einzige Rezensentenpaar ausgenommen, das ich aus Liebe zur Naturgeschichte in meine Arche gerettet, so wird auch mein Werk allgemeinen Beifall finden, wenn es ihn verdient. Auch denke ich daran, wie ich meine baldigen grauen Haare verberge, sei es unter einem Lorbeerkranze, sei es unter einer Schellenkappe — gleichviel. Nun gefragt!

Von den bedeutenden Männern, welche in der französischen Revolution eine wichtige Rolle gespielt, lebt noch Mancher, wie Lafayette, Talleyrand, die Lameths. Aus diesen lebendigen Quellen schöpfen zu können ist ein großer Vortheil. Aber man muß die noch kurze Zeit benutzen, ehe sie der Tod entführt, oder sie altersschwach werden. So lebt Sieyes noch, aber wie ich höre in großer Geistesschwäche. Auch von den Volksmassen, welche die Revolution unter

freiem Himmel getrieben, leben in Paris noch ganze Schaaren. Man sollte es nicht denken — kürzlich hat die Regierung Allen, welche an der Bestürmung der Bastille Theil genommen, eine Pension bewilligt und es fanden sich noch fünf- bis sechshundert von jenen Sappeurs der Monarchie, die noch am Leben sind und deren Namen der Moniteur mittheilte. Auch diese zu berathen ist nützlich, um von den entscheidenden Gassengeschichten und den seitdem so sehr umgestalteten Schauplätzen der französischen Revolution eine lebhafte Anschauung zu gewinnen.

Dienstag, den 13. November.

Ein herrliches deutsches Buch habe ich hier gelesen; schicken Sie gleich hin es holen zu lassen. Briefe eines Narren an eine Närrin. Auch in Hamburg bei Campe erschienen, der seine Freude daran hat, die Briefe aller Narren an alle Närrinnen drucken zu lassen. Es ist so schnell abwechselnd erhaben und tief, daß Sie vielleicht müde werden es zu lesen, ich bin es selbst geworden und bin doch ein besserer Kopfhänger als Sie. Aber es ist der Anstrengung werth. Der Narr ist ein schöner und edler Geist und so unbekümmert um die schöne Form, welcher oft die besten Schriftsteller ihr Bestes aufopfern, daß diese, wie jede Kokette, weil verschmäht, sich ihm so eifriger zudringt. Der Verfasser schreibt schön ohne es zu wollen. Er ist ein Republikaner wie alle Narren; denn wenn die Republikaner klug wären, dann bliebe ihnen nicht lange mehr etwas zu wünschen übrig und sie gewönnen Zeit sich zu verlieben und Novellen zu schreiben. Nichts kommt ihm lächerlicher vor als das monarchische Wesen, nichts sündlicher gegen Gott und die Natur. Er theilt meinen Abscheu gegen die vergötterten großen Männer der Geschichte und meint, die schöne Zeit werde kommen, wo es wie keine Hofräthe, so auch keine Helden mehr geben

wird. Die Klügsten unter den Gegnern des Liberalismus haben diesem immer vorgeworfen, es sei ihm gar nicht um diese oder jene Regierungsform zu thun, sondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage diese Sünde schon zwanzig Jahre in meinem Herzen und sie hat mich noch in keinem Schlafe, in keiner gefährlichen Krankheit beunruhigt. Die Tyrannei der Willkür war mir nie so verhaßt, wie die der Gesetze. Der Staat, die Regierung, das Gesetz, sie müssen alle suchen sich überflüssig zu machen, und ein tugendhafter Justizrath seufzt gewiß so oft er sein Quartal einkassirt, und ruft: O Gott, wie lange wird dieser elende Zustand der Dinge noch dauern? Und bei dieser Betrachtung hat der Verfasser eine schöne Stelle, die ich wörtlich ausschreiben will. „Freilich ist das Firmament ein Staat, und „Gott ist Monarch, der sich die Gesetze und die „Bahnen unterordnet; aber die Sterne des Himmels „werden einst auf die Erde fallen, und Gott wird „sein strahlendes Scepter und die Sonnenkrone von „sich werfen, und den Menschen weinend in die Arme „fallen, und die zitternden Seelen um Vergebung „bitten, daß er sie so lange in seinen allmächtigen „Banden gefangen gehalten.“ Küssen Sie den Unbekannten in der Seele, der über die Wehen, die Geburten und Mißgeburten dieser Zeit so schöne

Dinge gesagt. Auch eine betrübte räthselhafte Erscheinung unserer Tage erklärt der Verfasser gut. Woher kommt es, daß so Viele in Deutschland, die früher freisinnig gewesen, es später nicht geblieben? Spötter werden sagen: sie haben sich der Regierung verkauft; ich aber möchte nie so schlecht von den Menschen denken. Ich war immer überzeugt, daß ein Wechsel der Hoffnung gewöhnlich dem Lohne vorausginge, mit dem Regierungen, zur Aufmunterung der Tugend, diesen Wechsel bezahlten. „Sie könnten „den Nachwuchs eines neuen Geschlechtes nicht er„tragen; sie wollten nicht, daß man munterer, drei„ster dem gemeinschaftlichen Feinde die Spitze bieten „könne. Es ist in Frankreich ebenso gegangen. Die „in der alten französischen Kammer einst die äußerste „Linke bildeten, die ausgezeichnetsten Glieder der ehe„maligen Opposition sind nur darum in die rechte „Mitte des Centrums hinaufgerückt, weil sie nicht „ertragen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen ge„borgt war, sich in jugendlichern Gemüthern lebendi„ger bethätigte. So sind in Deutschland die ehe„maligen Heerführer des Liberalismus die loyalsten „Organe der Regierung geworden. Früher sprachen „sie allein über gewisse Wahrheiten, jetzt thun es „ihnen hundert Andere nach."

An dem Buche habe ich nichts zu tadeln, als

seinen Titel. Man soll sich nicht toll oder betrunken stellen, wenn man die Wahrheit sagt. Auch nicht einmal im Scherze soll man eine solche Maske vorhalten, denn es gibt unwissende Menschen genug, welche die Vermummung als einen Beweis ansehen, daß man nicht jeden Tag das Recht habe die Wahrheit zu sagen, sondern nur während der Fastnachtszeit und in der Hanswurstjacke. Ueberhaupt sollten wir jetzt keinen Spaß machen, damit die großen Herren erkennen, daß uns gar nicht darum zu thun sei, witzig zu sein, sondern sie selbst zu witzigen.

Mittwoch, den 14. November.

Ich muß noch einmal auf die Briefe eines Narren zurückkommen; das Wichtigste hätte ich fast vergessen. Stellen Sie sich vor, es wird in dem Briefe erzählt: der goldene Hahn auf der frankfurter Brücke sei abgenommen worden, und unsere Regierung habe es auf Befehl der Götter des taxischen Olymps thun müssen, weil der Hahn ein Symbol der Freiheit sei, der, ob er zwar nicht krähen könnte, sintemal er von Messing ist, doch als Kräh-Instrument in dem Munde eines sachsenhäuser Revolutionairs Staats- und diner-gefährlich werden könnte. Es wäre merkwürdig! aber ich glaube es nicht. Vielleicht war es ein Scherz von dem Verfasser, oder er hat es sich aufbinden lassen. Aber was ist in Frankfurt unmöglich? Ich bitte, lassen Sie doch **** auf die Sachsenhäuser Brücke gehen und nach dem uralten Hahne sehen. Ist er noch da, dann werde ich den närrischen Briefsteller öffentlich als einen Verläumder erklären.

Donnerstag, den 15. November.

Heute marschiren die Franzosen in Belgien ein, angeblich nur um Antwerpen zu erobern, vielleicht aber auch um den König Leopold gegen sein eigenes Land zu schützen, das seiner in den nächsten Tagen überdrüssig werden dürfte. Den Franzosen gegenüber ziehen sich die Preußen zusammen, darauf zu wachen, daß das Volk in seiner Lust nicht übermüthig werde, und sich nicht mehr Freiheit nähme, als man ihm zugemessen. Was ist dieses Frankreich gesunken! Wenn noch ein Stäubchen von Napoleon's Asche übrig ist, es müßte sich jetzt entzünden. Gleich schwach und verächtlich wie heute, war Frankreich unter den Direktoren; aber die Ohnmacht damals war zu entschuldigen, sie war Erschöpfung nach einem ungeheuren Tagewerke. Die jetzige Regierung aber ist schwach und schlaff von vielem Schlafen. Und der Ernst gegen Holland soll nur Komödie sein, gespielt, der doktrinairen Regierung Gelegenheit zu geben, mit Kraft zu paradiren, daß sie sich befestige; denn von den Doktrinärs erwartet die heilige Allianz den Ruin Frankreichs. Es ist die wohlfeilste Art Krieg zu führen. Schon um acht Uhr diesen Morgen erhielt ich ein Billet von einem guten Freunde von Rentier, der mich auf heute zu Tische bittet, um ihm den

Triumph des Juste-Milieus feiern zu helfen. Ich werde essen und lachen. Ich fange an einzusehen, daß die Menschheit kein Genie hat für die Wissenschaft. Seit einigen tausend Jahren geht sie in die Schule und sie hat noch nichts gelernt. Gott hätte sie nicht sollen zum Studiren bestimmen, sondern ein ehrliches Handwerk lernen lassen.

Die arme Berry! Ihr verzeihe ich Alles, denn sie ist Mutter und glaubt an ihrem Rechte. Das ist ihr von der frühesten Kindheit an gelehrt worden wie der Katechismus. Die heillosen Königs-Pfaffen aber, die Bürgerblut für Wasser ansehen, womit sie ihren verkümmerten Thron-Sprößling begießen — diese möchte ich Alle in dem Stübchen hinter dem Kamine einsperren, in welchem die Berry sich versteckt hatte, und dann wollte ich das Feuer recht schüren. Was aber die neue Geschichte schöne Romane schreibt! Wer es ihr nachthun könnte! Es that mir noch niemals so leid als jetzt, daß ich keine Geschicklichkeit zu so etwas habe. Das Ereigniß mit der Berry, welch ein herrlicher Stoff zu einem Romane! Ihr Verräther der getaufte Jude, welch ein schönes Nacht- und Rabenstück! Man begreift nicht, warum dieser Judas katholisch geworden ist. Als hätte er als Judas nicht auch ein Schurke werden können. Ich glaube es ist kein gewöhnlicher Böse-

wicht; sein Gewissen hat eine halbe Million gekostet, und er ist blaß geworden, als er den Verrath vollendete.

Ein Münchner Bierbrauer und der Dr. Lindner werden mit dem Könige Otto nach Griechenland ziehen, um dort baierisch Bier und russische Treue einzuführen. Griechenland soll ein Theil des deutschen Bundes werden, und die griechischen Zeitungen müssen alle in deutscher Sprache geschrieben werden, damit sie der Hofrath Rousseau verstehe, der zum Zensor in Nauplia ernannt worden ist. Carove tritt zur griechischen Religion über und wird Konsistorialrath in Athen. Der Professor Bömel wird Zensor aller griechischen Classiker, die ohne Zensur nicht neu gedruckt werden dürfen. Diese Neuigkeiten standen gestern Abend im Messager.

Adieu für heute.

Ein und achtzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 21. November 1832.

Schon gestern wollte ich zu schreiben anfangen; aber da lag mir der Schrecken von vorgestern zehn Pfund schwer in den Fingern, und ich konnte nicht. Sie wissen jetzt, daß man unsern guten König hat umbringen wollen, und daß die beste aller Republiken in großer Gefahr war. Nie hat sich die Vorsehung so glänzend gezeigt als dieses Mal. Sie hat nicht allein verhindert, daß der König getroffen werde, welches ihr als Leibwache der Fürsten Pflicht war; sondern sie hat auch verhindert, daß Keiner von den Hunderten von Nicht-Königen, die den König eng umschlossen und um die sie sich nicht zu bekümmern hat, verletzt werde. Sie hat noch mehr gethan. Sie hat, was ihr ein Leichtes gewesen wäre, den Mörder (oder den Elenden, wie die Minister in allen Blättern sagen) nicht den Händen der Gerechtigkeit

überliefert, sondern ihn entwischen lassen, damit er ohne Buße sterbe und jenseits in ewiger Verdammniß leide. Der Mörder gab sich alle mögliche Mühe entdeckt zu werden, aber es half ihm nichts. Statt einen andern Tag zu wählen, wo dem Könige, da er weniger bewacht ist, so leicht beizukommen wäre, wählte er gerade einen Tag, wo viele tausend Soldaten alle Straßen besetzt hielten, wo unzählige Polizei-Agenten unter dem Volke gemischt waren, und der König selbst von einem dichten undurchdringlichen Gefolge umpanzert war. Statt sich auf die freie Straße hinzustellen, wo nach der That Hoffnung zur Flucht blieb, stellte sich der Mörder auf die Brücke, wo auf zwei Seiten nicht auszuweichen war und die zwei engen Zugänge augenblicklich gesperrt werden konnten, wie es auch wirklich geschehen. Die Kugel war nirgends zu finden, und der König war naiv genug, Abends bei Hofe zu erklären, er habe die Kugel nicht zischen hören. Sehen Sie, das nennt man regieren, und wenn Sie das jetzt nicht begreifen, bleiben Sie dumm Ihr Leben lang. Bei dieser Gelegenheit aber konnte ich mich schämen, daß ich, ein Liberaler, erst mit anderthalb Jahren begreife, was die Absolutisten schon längst verstanden und erklärt haben: daß nämlich nichts lächerlicher sei als eine constitutionelle Monarchie. Wenn in Peters-

burg, Wien und Berlin solche Polizei-Komödien aufgeführt werden, dort, wo nur Kinder und unerfahrene Menschen auf der Gallerie sitzen, die Alles für Ernst nehmen und, gleich Kotzebue's Land-Edelmann in der Residenz, im Stande sind einen Schauspieler durchzuprügeln, der als Graf Leicester die schöne Maria Stuart verrathen — dort hat doch der Spaß einen Zweck, und findet sich ja einmal ein naseweiser Theater-Kritiker, der das Spiel beurtheilt, dreht man ihm den Hals um. Hier aber, wo Oeffentlichkeit, wo Preßfreiheit herrscht, wo tausend Menschen es laut aussprechen, es sei ein Polizeischuß gewesen — wozu? Darum ist eine constitutionelle Monarchie ein lächerliches Ding, darum bin ich Republikaner geworden, und verzeihe es den Andern, wenn sie Absolutisten sind. Einer von uns wird den Sieg davon tragen; das Juste-Milieu aber, diese Mißgeburt mit zwei Rücken, bestimmt auf beiden Seiten Prügel zu bekommen — wird sie bekommen und wird, nachdem ihm aller Saft ausgedrückt worden, wie eine Citronenschale auf die Gasse geworfen werden.

Aber in diesem Augenblicke erhalte ich Ihren Brief und ich will mich eilen ihn zu beantworten, ehe das Gemetzel in Antwerpen angeht, das vielleicht die Sperrung des Postenlaufs nach Deutschland zur Folge haben kann. Die Holländer in der Citadelle

haben zweihundert Mörser, die Franzosen in der Stadt vierhundert. Diese sechshundert Mörser können in Zeit von einer Stunde zwölftausend Menschen zerstoßen. Dann gäbe es zwar zwölftausend Narren weniger in der Stadt, aber sie dauern mich doch die armen zerquetschten Menschen! Es bleiben so viele Narren noch übrig, daß man den kleinen Abgang nicht spüren wird. Sich todt schießen zu lassen um einen Taufnamen, daß ein König Wilhelm oder Leopold heiße! Die Erde ist das Tollhaus der Welt und alle Narren des Firmaments sind da versammelt.

Es darf Sie nicht wundern, daß die vier Bände Tugend von Balzac mir keine Langeweile gemacht. Denn erstens ist es weibliche Tugend, die mich nicht hindert, ich meine nicht mehr. Dann sind es gerade nicht immer tugendhafte Personen, die auftreten, sondern im Gegentheil. Nachdem man aber mit den Andern den Blumenweg der Untugend gewandert, stellt der Verfasser tugendhafte Betrachtungen an, die man sich gefallen läßt, weil sie nichts kosten, denn man hat den Profit voraus. Aber ich kann Ihnen den Balzac nicht genug loben. Noch ein anderes Werk liegt auf meinem Tische von dem nämlichen Schriftsteller; ich habe es aber noch nicht

gelesen: Physiologie du mariage ou méditations de philosophie éclectique sur le bonheur et le malheur conjugal. Publiée par un jeune célibataire. Zwei Theile. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mit Ihnen von dem Buche sprechen kann; denn ich will es nicht blos lesen, sondern studiren. Und warum studiren? Darüber hängt noch der Schleier des Geheimnisses; aber man wird erstaunen zur gehörigen Zeit. Wichtige Dinge sind im Werke.

Schicken Sie mir doch künftig zur Erleichterung des Briefporto ein Verzeichniß derjenigen Personen in Frankfurt, die noch nicht arretirt sind. Sie treiben es dort in's Große und es fehlt ihnen wenig mehr zu einer Macht des ersten Ranges. Wenn sie in Frankfurt einen Jarke gebrauchen, sollten sie sich an mich wenden; ich habe hier einen guten Freund, der gar zu gern ein Spitzbube werden möchte; er hat aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Er besucht mich um keinen Preis und weicht mir aus soviel er kann, aus Furcht für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden und dadurch seinem Fortkommen zu schaden. Nach dem Eschenheimer Thurm wässert mir der Mund, ich möchte gar zu gern darin sitzen. Welch' ein romantisches Ge-

fängniß! Auf der einen Seite die Aussicht nach der Promenade, auf der andern in die Zimmer des Herrn von Nagler. Sein erster Legations-Sekretair stünde den ganzen Tag am Fenster, meine Seufzer zu dechifriren. Welch' einen schönen Roman könnte unser Frankfurter Walter Scott daraus machen! Ist es wahr, daß der Senat den Mühlberg will befestigen lassen, angeblich gegen die Franzosen, eigentlich aber um die rebellischen Frankfurter im Zaume zu halten, und daß man alle Staatsverbrecher nach der Brückeninsel deportiren will? Gestern in der Kammer hat man davon gesprochen.

Hören Sie. Ein Deutscher hier, der sich für die Auswanderung nach Amerika interessirt und dafür schreibt, forderte mich neulich auf, auch dahin zu ziehen. Ich antwortete ihm: das thäte ich wohl gern, wenn ich nicht fürchtete, daß, sobald unserer Vierzigtausend am Ohio wären, und nun der neue Staat organisirt werden sollte, von diesen vierzigtausend guten deutschen Seelen neun und dreißig tausend neun hundert neun und neunzig den Beschluß fassen möchten, sich aus Deutschland ein geliebtes Fürstenkind zum Oberhaupte kommen zu lassen. Es war ein Scherz des Augenblicks, aber nachdem er verschallt, fiel mir bei, wie viel Ernst in der Sache sei. O! wäre ich nur sicher in meiner Vermuthung — auf der

Stelle ging ich nach Amerika, blos um unsterblich zu werden; denn es wäre ein gewürzhafter Spaß, der mich einbalsamirte, meine Gebeine ein Jahrtausend gegen Verwesung schützte — es wäre ein unsterblicher Spaß.

Donnerstag, den 22. November.

Die Rede, mit welcher der König die Kammer eröffnet, ist wieder die alte Vorrede der Tyrannei. Die Regierung erklärt sich für schwach und verlangt Kraftbrühen. Man weiß aus welchen Bestandtheilen diese zusammengesetzt werden: förmliches Recht zu jedem beliebigen Unrechte, Unterbrechung der Constitution und Belagerungszustand, so oft man Furcht hat, besonders Beschränkung der Preßfreiheit, um der heiligen Allianz eine Bürgschaft für Frankreichs Ohnmacht zu geben. Vielleicht fällt aber noch heute eine Bombe aus Antwerpen in den Topf. Die Kammer hat gestern ihre Majorität ausgesprochen. Sie hat sich nicht für die linke Seite erklärt, aber auch nicht für die Doktrinairs. Dupin ist zum Präsident ernannt worden, er wird also Minister werden. Sein Blatt ist der Constitutionell, daraus können Sie also sein System kennen lernen. Es ist aber besser, Sie lesen den Balzac. Ich bin so kleinlaut und genügsam geworden, daß ich mit Dupin zufrieden genug bin. Da mir eigentlich nur an Deutschland liegt, so hoffe ich, daß Dupin Casimir Perrier's Krämer-Politik gegen das Ausland nicht fortsetzen wird.

Daß sich Dr. Bunsen steif gemacht, das hat mich sehr amusirt. Wenn sich Alle steiften, ginge

Alles besser. Aber wenn man einen Deutschen ins Gefängniß führt, ist er im Stande und zieht Schuhe an, um recht flink zu gehorchen.

Adieu. Ich gehe auf die Börse um Neuigkeiten zu erfahren. Das thue ich jetzt oft. Man hat gestern einen jungen Mann arretirt, der den Schuß nach den König gethan haben soll. Er hat dadurch sich verdächtig gemacht, daß er seine großen Backenbärte abschneiden ließ. Was man vorsichtig sein muß! Gerade heute wollte mir der Barbier auch meine Backenbärte stutzen; aber aus Furcht, die Polizei könnte denken, ich wollte mich unkenntlich machen, ließ ich es nicht geschehen. Ich warte damit, bis der Mörder eingestanden, dann bin ich sicher.

— Ich danke es den unbekannten Freunden sehr, daß sie mir die Polizeihunde angeben, die nach Paris geschickt werden. Zwar bringt mir selbst die Warnung keinen Nutzen, da ich nichts zu vertrauen habe und auch Keinem trauen würde als dem Teufel selbst, der eigentlich ein ehrlicher Mann, weil er sich für nichts anders ausgibt als was er ist. Aber es gibt Andere hier, die etwas zu verschweigen haben und welche von der schwarzen Magie der heiligen Allianz nicht viel wissen. Diese werde ich warnen. Uebrigens so oft ein Liberaler als ein Judas ausgegeben wird, muß man das ohne Untersuchung nicht

annehmen. Es ist eine von den Künsten der Polizei, um unter den Patrioten Mißtrauen zu erregen und Verbindungen zu verhindern. Ich werde sehen. Es ist etwas in den Augen eines Menschen, was der geübteste Schurke nicht in seiner Gewalt hat. Dieses Etwas verräth ihn. Adieu!

Zwei und achtzigster Brief.

Paris, Samstag, den 24. November 1832.

Abends. Heute Mittag ging das Ungeheuer von Briefträger an meinem Hause vorbei und brachte mir nichts. Darüber war ich sehr verdrießlich, ging früher als gewöhnlich aus und besuchte die ****. Aber es gelang mir nicht, Sie dort zu vergessen. Auch war es thöricht, daß ich es versucht. Ist ein Frauenzimmer langweilig, kommen Sie mir zurück; ist sie liebenswürdig, noch mehr, es ist keine Rettung als ich bleibe bei Ihnen. Gegen sieben kam ich nach Hause. Da lag der Brief auf meinem Pulte . . .

Den Gedanken des ****, statt einer förmlichen französischen Revolutionsgeschichte französische Revolutions-Charaktere zu beschreiben, habe ich früher selbst schon gehabt. Er hat aber auch darin Recht, daß dieses eben so viel Arbeit als eine vollkommene

Geschichte nöthig machen würde. Robespierre war die höchste Spitze der Revolution, und da hinauf zu kommen müßte ich auch den ganzen Weg zurücklegen; nur brauchte ich freilich mich nirgends so lange aufzuhalten, als wenn ich die ganze Geschichte beschriebe. Aber **** hat Unrecht, wenn er meint, ich wäre zu viel Patriot, nicht unbefangen genug. Ich bin es nur zu sehr, zu sehr Fatalist. Ich würde den Adel entschuldigen, wie es noch Keiner gethan; aber freilich auch Robespierre. Ich übernähme es, Alle rein zu waschen von ihren Sünden, die Aristokraten von ihren Rostflecken, die Demokraten von ihren Blutflecken — nur nicht die, welche Geld genommen wie Mirabeau. Diesen Schmutz nimmt keine Liebe weg.

Also mit dem Brückenhahn war es gelogen? Da sehen Sie, da sehen Sie, so sind die Liberalen! Mit Feuer und Schwert sollte man das Gesindel ausrotten. Nichts als Lug und Trug und Brand und Mord und Plünderung! So ist es auch vielleicht nicht wahr, was in einigen französischen Zeitungen steht: daß die Sachsenhäuser die Staatsgefangenen zu befreien gesucht und daß darüber ein Aufruhr statt gefunden; warum schreiben Sie mir denn gar nichts davon? Sie glauben es nicht, welche lächerliche Lügen über Deutschland täglich in den hie-

sigen Blättern stehen. So las ich heute in der Tribune: der bekannte Vidocq sei als Professor der Spitzbüberei nach Heidelberg berufen worden, mit dreitausend Gulden Gehalt und dem Titel als geheimer Hofrath. So viel ist gewiß, daß Vidocq von der Pariser Polizei seinen ehrenvollen Abschied bekommen und daß er weggereist, man weiß nicht wohin? Nur geschwind von etwas Anderem, sonst komme ich in die Fronterie hinein — und in die Effronterie.

Von Diderots Briefen an seine Freundin (Mademoiselle Volland hieß sie) habe ich Ihnen im vorletzten Winter geschrieben. In diesen Tagen las ich die Fortsetzung. Da wir — Diderot und ich — seitdem zwei Jahre älter geworden, bewunderte ich noch mehr die Jugendlichkeit dieses Mannes. So viel Punkte, so viel Küsse sind in seinen Briefen. Und die unnachahmliche Kunst, daß man durch die zehn Jahre, die der Briefwechsel dauert, nie merkt, wie alt sie denn eigentlich ist. Anfänglich war ich ein dummer tugendhafter Deutscher und urtheilte: weil er mit ihr von gewissen Dingen auf eine gewisse Art spricht, muß sie wohl ihre Jugendzeit hinter sich haben. Als ich aber den dritten Band las, sah ich ein, wie ich mich geirrt. Da spricht Diderot einmal von und mit seiner eignen Tochter, die sechzehn

Jahre alt ist. Nein, das Blut kann Einem dabei gefrieren! Ueber Dinge, in welchen ein Frauenzimmer nicht eher Schülerin werden darf, als bis sie Meisterin geworden, und worin sie nur die Erfahrung belehren soll, wird Diderot's Tochter von ihrem Vater wissenschaftlich unterrichtet. Und er erzählt seiner Freundin umständlich und mit väterlichem Entzücken, wie verständig sich seine Tochter dabei benommen. Gut — sagt sie zuletzt — wir wollen keine Vorurtheile haben; aber der Anstand, die Uebereinkunft, der Schein ist zu achten. Dann spricht sie von Geist und Materie wie Holbach und die Andern. Der Satan von sechzehn Jahren erkennt keine Seele an. Sie trägt an dem Tage eine Art Haube, die man damals Caleche nannte. Sie lächelt, sagt ihrem Vater, wie auf der Straße sie alle jungen Leute schön fänden, und wie ihr das Freude mache. „Ich will lieber Vielen ein wenig gefallen, als Einem viel." Der Vater weint vor Freude. Gott! wenn ich eine solche Tochter hätte — es käme auf die Jahreszeit an — Sommers würde ich sie in das Wasser, Winters in den Kamin werfen. Doch genug moralisirt. „Ich bin des trocknen Tones satt, muß wieder einmal den Teufel zeigen." Hören Sie. —

Damals kam ein König von Dänemark, blut-

jung, erst neunzehn Jahre alt, nach Paris. Les deux rois se sont vus. Ils se sont dit tout plein des choses douces: — vous êtes monté bien jeune sur le Trône! — Sire, vos sujets ont encore été plus hereux que les miens. — Je n'ai point encore eu l'honneur de voir votre famille. — Cela ne se peut pas: vous ne nous restez pas assez de temps, ma famille est si nombreuse; ce sont mes sujets. — Et puis tous les Crocodiles qui étaient là présent se sont mis à pleurer. — Ueber den Brutus! Der König von Dänemark besuchte Diderot in seiner Wohnung im vierten Stocke und blieb zwei Stunden bei ihm. An dem nämlichen Tage traf er ihn Abends bei Holbach. Dieser wußte nicht, daß Diderot den König schon gesehen, und hatte seine heimliche Freude daran, daß Diderot glaube er spräche mit einem gewöhnlichen Menschen. Und Diderot lachte heimlich über Holbachs Täuschung. Und wie liebenswürdig dieser König sei (er war den größten Theil seines Lebens und starb 1808 wahnsinnig), und was er Schönes während seines Aufenthalts in Paris gesprochen — über alle diese Erbärmlichkeiten zu sprechen wird der Philosoph Diderot nicht müde. So sind die Liberalen!

Etwas was ich nicht früher bemerkt, ist mir

beim Lesen von Diderot's Briefen plötzlich klar geworden. Es ist zum Erstaunen! Voltaire starb elf Jahre, Diderot fünf vor dem Ausbruche der französischen Revolution. Andere berühmte Staatsphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts haben noch länger herabgelebt. Und keiner dieser Schriftsteller (wenigstens so viel ich mich erinnere) hatte auch nur eine Ahnung von dem Herannahen einer socialen Umwälzung Frankreichs. Ja man kann nicht einmal sagen, daß sie einen deutlichen systematischen Wunsch darnach ausgesprochen. Sie tadelten zwar viel und stark die bestehende Ordnung der Dinge; aber ihr Eifer war doch mehr gegen die Staatsverwaltung als gegen die Verfassung gerichtet. Rousseau's System machte auf praktische Wirkung keinen Anspruch. Voltaire schrieb nie auch nur ein einziges Wort gegen den Adel. Nur von Chamfort ist mir bekannt, daß er aufrührische Wünsche und Hoffnungen ausgesprochen; aber das geschah sehr spät, nur in vertrauter mündlicher Unterhaltung, und seine Gleichgesinnten selbst haben ihn wie einen tollen Menschen angehört. Der Haß und der Kampf aller jener revolutionairen Schriftsteller waren nur gegen die Geistlichkeit gerichtet. Es scheint also, daß die geistliche Macht, wenn auch nicht die stärkste, doch die vorderste und höchste Mauer bildete, welche als Befestigung

die Tyrannei umzog, und daß man erst, nachdem diese Mauer durchbrochen war, dahinter Adel und Fürstenthum als Graben und Wall gewahrte, ausfüllte und stürmte. Waren selbst damals die Philosophen so blind, darf man sich über die Verblendung des Adels und der Fürsten gewiß nicht wundern. Wie wurden die französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts von allen Großen geliebkost! Freilich stellten sie sie nicht höher als gute Schauspieler und schöne Operntänzerinnen; aber sie wären gewiß nicht so freundlich gegen sie gewesen, hätten sie deren Gefährlichkeit eingesehen. — Quand la raison vient aux hommes? — wollte Diderots Freundin wissen. Le lendemain des femmes, et ils attendent toujours ce lendemain — antwortete er.

Drei und achtzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 25. November 1832.

Ist es wahr, was heute die hiesigen Blätter erzählen, daß die Polizei in Frankfurt so unverschämt gewesen, dort den Frauenverein vor ihr brutales Gericht zu laden, weil er für die vertriebenen und eingekerkerten Patrioten Geldbeiträge gesammelt, und daß der Frauenverein sich die große Freiheit genommen, die Polizei auszulachen und nicht zu erscheinen? Es wäre gar zu schön, und daß die Männer erst von ihren Frauen lernen müssen, wie man den Muth habe sich dem Uebermuthe entgegen zu setzen. Ich sage nicht, die Deutschen wären feige, denn ich bin ein warmer Anhänger von Lichtenbergs menschenfreundlicher Moral. Lichtenberg aber behauptet, es sei boshaft und lächerlich, eine Tugend, die irgend ein Mensch nur im kleinen Grade besitzt, Laster zu nennen. Statt zu sagen, ein Mensch habe

einen kleinen Grad von Thätigkeit, einen kleinen Grad von Verstand, sage man er sei faul, dumm. Ich thue das nicht. Ich lobe die Deutschen, daß sie einen kleinen Grad von Muth haben. Nur das tadle ich, daß sie nicht alle ihren Pfennigsmuth in eine gemeinschaftliche Kasse werfen, wodurch sich die Nation zu ihrem eignen Erstaunen eine Million von Heldenthum sammeln könnte. Es ist unglaublich, was man durch eine beharrliche und allgemeine Association selbst der kleinsten Kräfte für eine große Macht bilden kann. Kürzlich wurden den englischen Ministern, welche für die Reformbill gestimmt, von einem Theile der Stadt London große goldene Becher als Zeichen des Dankes überreicht. Jeder der Beitragenden hatte nur einen Pfennig gegeben. Aber es waren dreimalhundert tausend Pfennige. Wenn unter den dreißig Millionen Deutschen nur sechs Millionen, Jeder nur eine Minute lang Muth hätte — und so lange hat ihn selbst ein Hase, der von Hunden verfolgt, sich zuweilen auf die Hinterfüße setzt — so hätten die sechs Millionen Helden zusammengerechnet Muth auf zwölf Jahre, und reichte der auch nicht hin, den Senator Miltenberg und den Herrn von Guaita einzuschüchtern, so würde doch der Bundestag dieser imposanten Macht nicht widerstehen können. Association — das ist das

ganze Geheimniß. Die tapfern würtemberger Liberalen haben Alle eine Minute Muth, sie verstehen aber nicht Stunden und Tage daraus zu machen, wodurch sie den falschen aber traurigen Schein gewinnen als wären sie feige. Neulich hat der König von Würtemberg einigen hochgeachteten Deputirten in Stuttgart auf ihr Allerunterthänigstes Ansuchen die Allergnädigste Erlaubniß ertheilt, sich jede Woche einmal, an einem bestimmten Tage, in einem Hause außerhalb der Stadt zu versammeln, um die Paragraphe der Verfassung juristisch zu erläutern — juristisch nur, bei Leibe nicht politisch, setzte das menschenfreundliche königliche Rescript, mit aufgehobenem Finger lächelnd drohend, hinzu. So verfährt eine gute Polizei auch mit dem Schießpulver und allen stinkenden Gewerben. Zur Stadt hinaus! Nun, ich nehme die Allergnädigste königliche Erlaubniß nicht übel, im Gegentheil, ich finde sie sehr erhaben. Aber, daß die Deputirten um solche Bewilligung allerunterthänigst nachgesucht, das empört mich. Ich mag mich gegen den guten Staberl, der mir so viele frohe Stunden gemacht, nicht undankbar bezeigen; sonst würde ich das deutsche Volk mit ihm vergleichen. Ich sah einmal Staberl als Ehemann. An einem rauhen Wintermorgen saß seine Frau vor dem Ofen

und trank Chocolade. Da kam Staberl mit einem großen Korbe, der mit Gemüsen, Eiern, Hühnern angefüllt war, vom Markte zurück. Die Frau lobte oder schmähte den Gimpel, je nachdem sie mit seinen Einkäufen zufrieden oder unzufrieden war. „Wo „sind denn die Krebse?“ fragte die Frau. „Ach — „erwiderte Staberl — sie sind aus dem Korbe ge„sprungen, ich ihnen nach; da sie aber rückwärts „gingen, konnte ich sie nicht einholen.“ Darauf gibt ihm die Frau eine Ohrfeige. Aber Staberl ärgert sich nicht, sondern bittet seine Frau unterthänigst freundlich um einen Kreuzer, sich damit einen Bretzel zu kaufen .... Ist das deutsche Volk nicht ein ächter Staberl? Seine Regierung, wie jede, ist seine Frau, bestimmt seine Wirthschaft und Haushaltung zu führen. Statt dessen aber geht das Volk, der Mann, auf den Markt, während die Frau Regierung sich gütlich thut, und das Gimpelvolk bettelt bei seiner Regierung um einen Kreuzer, und ist glücklich, wenn es ihn erhält! ... Und die Krebse? Nun, das sind die constitutionellen Fürsten, und die Staberl von Liberalen entschuldigen sich, daß sie sie nicht hätten einholen können, weil sie rückwärts gelaufen. Ohrfeigen den Gimpeln!

— Victor Hugo hat vor einigen Tagen ein neues Drama: Le roi s'amuse auf das Theatre

Français gebracht. Hinein zu kommen war mir nicht möglich an diesem Tage: denn alle brauchbare Plätze waren lange vorher bestellt. Das Stück wurde fast ausgepfiffen und nur mit der größten Anstrengung vermochten die Freunde des Dichters es von gänzlichem Sturze zu retten. Ich habe gestern einen flüchtigen Blick in die Zeitungskritiken geworfen. Alle Blätter und von den verschiedensten Farben verdammen das Drama. Doch ich traue nicht recht. Sie sagen, Hugo habe Scherz und Ernst, Possen und erhabene Reden unter einander gemischt. Nicht Aristoteles', nicht Racines Lehren habe er gekränkt — über solche Pedanterie sei man längst hinaus. Nein, die Natur selbst habe er beleidigt. Es muß etwas Ungeheures sein, was Hugo begangen; er muß eine entsetzliche Schuld auf sich geladen haben — seit Müllner ist Hugo ein Name schlimmer Vorbedeutung. Wir werden sehen; in einigen Tagen wird das Stück gedruckt erscheinen. Dazu kommt noch, daß — auf allerhöchste Veranlassung, wie wir in Deutschland sagen würden, die fernere Aufführung des Dramas von dem Minister verboten worden ist. Um Aristoteles und die Natur bekümmert sich kein Minister, das Verbot muß also einen andern Grund haben. Adieu.

Vier und achtzigster Brief.

Paris, Montag, den 26. November 1832.

. . . . Dabei fiel mir ein, wie nöthig und nützlich es wäre, einmal mit Ernst und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern und kindisch weibischen Männern verständlichen Sprache die Gräuel und Verrücktheiten der monarchischen Regierungen zu besprechen. Es ist unglaublich, mit welcher Unverschämtheit die Fürsten und deren Götzendiener die Fieberphantasien und Krämpfe der französischen Revolution zu vorbedachten Verbrechen stempeln und diese Verbrechen als Nothwendigkeit, als angeborene Natur jeder Republik darstellen! Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistesträgheit so viele Menschen diese dummen Lügen annehmen; denn sie brauchten nur die Hand nach ihrem Bücherschranke auszustrecken, sie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeschichte zu durchblättern, um mit

Schamröthe zu erfahren, wie grob man sie getäuscht. Drei Jahre haben die Gräuel der französischen Revolution gedauert, diese rechnet man; aber daß die schweizerische Republik jetzt schon fünfhundert Jahre schuldlos lebt, daß die amerikanische Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekostet, daß Rom ein halbes Jahrtausend, daß Athen, Sparta, die italienischen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutschlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Augustus bis Don Miguel, durch neunzehn Jahrhunderte, haben tausend Königsgeschlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! Und die Gewaltthätigkeiten der französischen Revolution haben nur das sinnliche Glück Derer zerstört, welche jene betroffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht bloß unglücklich gemacht, sondern uns auch so umgeschaffen, daß wir unser Unglück verdienten. Am Grabe der Schlachtopfer der Revolution darf man doch weinen; die Schlachtopfer der Fürsten verdienen keine Thränen. Darum habe ich mir vorgenommen: es soll mein nächstes Werk sein, die Unschuld der Re-

publiken zu vertheidigen und die Verbrechen der Monarchien anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herumstellen, vier Welttheile werde ich als Beweisstätte auf den Tisch legen, funfzig Millionen Leichen, denke ich, werden den Thatbestand des Verbrechens hinlänglich feststellen, und dann wollen wir doch sehen, was die Advokaten der Fürsten, die wortreichen Jarke's darauf zu antworten finden.

Dieser Jarke ist ein merkwürdiger Mensch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Besoldung von Genz bekommt. Aber er verdiente nicht deren hundertsten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kommt nur darauf an, was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Diesen katholisch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen Andern, zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er gibt seit einem Jahre ein politisches Wochenblatt heraus. Das ist eine unterhaltende Camera obscura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünsche und Verwünschungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Aengste und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchisten und Aristokraten mit ihren Schatten hinter

einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth Alles, er warnt Alle. Die verborgensten Geheimnisse der großen Welt schreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm, und erzähle jetzt Ihnen, was sie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerstören, sondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefsten, ausgebreitetsten, festesten Wurzeln, und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Messer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerstört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeschlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längst verstorbenen, längst verwesten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Ist das nicht toll? Diesen Sommer eiferte er gegen das Fest von Hambach. Das unschuldige Fest! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag, der oben am Flusse soff, warf dem Schafe von deutschem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Wasser, und er müsse es auffressen. Herr Jarke

ist Zeuge des Wolkes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Hessen, Sachsen aus; dann die englische Reformbill; dann die polnische, die belgische, die französische Juli-Revolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerstörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Juli-Revolution, sondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikanische und die erste französische Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir, als sähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide scharren, mit dem Gedanken sie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen setzte er seine Schaufel an die hundert und fünfzigjährige englische Revolution, die von 1688. Bald kommt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und so wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott selbst kommen, der die Unvorsichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erschaffen, ehe er noch für einen König gesorgt hatte, wodurch sich die Menschheit in den Kopf gesetzt, sie könne auch ohne Fürsten bestehen. Herr Jarke solle aber nicht vergessen, daß sobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Besoldung. Er wird wohl den Verstand

haben, diese eine Wurzel des Hambacher Festes stehen zu lassen.

Das ist der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen versprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl Andere; aber an mich gedachte er gewiß am meisten dabei. Im letzten Sommer schrieb er im politischen Wochenblatte einen Aufsatz: Deutschland und die Revolution. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern sei, ist schwer zu entscheiden.

„Uebrigens ist es vollkommen richtig, daß jene „Grundsätze, wie wir sie oben geschildert, niemals „schaffend in's wirkliche Leben treten, daß Deutsch„land niemals in eine Republik nach dem Zuschnitte „der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene „Freiheit und Gleichheit selbst durch die Gewalt des „Schreckens niemals durchgesetzt werden könne; ja „es ist zweifelhaft, ob die frechsten Führer „der schlechten Richtung nicht selbst blos „ein grausenhaftes Spiel mit Deutschlands „höchsten Gütern spielen, ob sie nicht selbst „am besten wissen, daß dieser Weg ohne „Rettung zum Verderben führt und blos „deshalb mit kluger Berechnung das Werk

„der Verführung treiben, um in einem „großen welthistorischen Akte Rache zu „nehmen für den Druck und die Schmach, „den das Volk, dem sie ihrem Ursprung „nach angehören, Jahrhunderte lang von „dem unsrigen erduldet.“

O Herr Jarke, das ist zu arg! Und als Sie dieses schrieben, waren Sie noch nicht österreichischer Rath, sondern nichts weiter als das preußische Gegentheil — wie werden Sie nicht erst rasen, wenn Sie in der Wiener Staatskanzlei sitzen? Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollen das deutsche Volk unglücklich machen, weil es uns selbst unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Criminalisten und seiner schönen Imputations-Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu verderben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen lassen — dafür müssen Sie uns Rede stehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller unserer Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm lastet,

es von dem Uebermuthe seiner Aristokraten, dem Hochmuthe seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verläumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die sündevolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann.

Dienstag, den 27. November.

Meiner Wohnung gegenüber ist eine gute und große Leihbibliothek, und weil ich es so bequem habe, lese ich viel und verschlinge Alles durcheinander wie ein heißhungriger Gymnasiast. Zu zwei Tassen Thee verzehrte ich gestern den ersten Band eines neuen Romans: Indiana, par G. Sand. Er ist aber nicht von dem dummen Sand, der nur den Kotzebue umgebracht; der Verfasser ist weder ein Deutscher noch ein Franzose, sondern eine Französin, die diesen Namen angenommen. Ich habe mich nach der Verfasserin erkundigt und erfuhr, sie sei eine junge, schöne, geistreiche und liebenswürdige verheirathete Dame, die aber von ihrem Manne sich getrennt habe, um ungestört mit ihrem Liebhaber Apollo zu leben. Nun äußerte ich irgendwo, ich möchte die Verfasserin des Romans kennen lernen. Darauf bemerkte mir eine Dame: das würde für mich schwer zu erreichen sein. Denn um von jenem Frauenzimmer empfangen zu werden, müsse man jung, schön und liebenswürdig sein. „Mais comme vous n'êtes qu'aimable“ . . . . . Es ist doch ein jämmerlicher Cours, mit dem Leben 66 Prozent unter Pari zu stehen! Es wäre tausendmal klüger, gar Bankerott zu machen, und sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Mittwoch, den 28. November.

In Frankfurt haben sie ja den Wilhelm Tell verboten! Sie verbieten auch noch die Baseler Lebkuchen wegen der Unruhen im Lande. Es ist merkwürdig, was die deutschen Regierungen für ein Talent besitzen, in die schrecklichsten Geschichten Lächerliches zu bringen. Wenn ich höre, was sie thun und sprechen, weine ich mit dem rechten Auge und lache mit dem linken. Der König von Baiern läßt sich von allen Städten, Dörfern und Flecken seines Reiches Deputationen schicken, die ihm, seinem Sohn, den Baiern, am meisten aber Griechenland selbst Glück wünschen, daß ein baierisches Kind den griechischen Thron besteigt. Was mich am meisten kränkt, ist, daß auch die Bürger von Feuchtwangen stolz auf Griechenland sind; daß ich aber als Kind eine Zeit lang unter ihnen gelebt — darauf sind sie nicht stolz, die dummen Philister. O welche Zeiten! Jetzt muß man die bürgerlichen Reden und die königlichen Antworten hören. Hellas, Dinkelsbühl und deutsche Gauen! Denn um keinen Preis der Welt würde König Otto Griechenland anders nennen als Hellas, und die deutschen Schmachfelder anders als deutsche Gauen. Und wie König Otto dem Bürgermeister von Nürnberg sagte: er möge nicht daran vergessen,

daß einst Nürnberg für die deutschen Gauen war, was Hellas für die Welt gewesen, und weil einst Hellas die Welt mit Künsten und Wissenschaften versorgt, müsse auch Nürnberg die deutschen Gauen mit Künsten und Wissenschaften versorgen, und Hellas und Nürnberg die wären wie zwei Brüder!

— Mit den Briefen eines Narren haben Sie Recht, was die Form betrifft. Sie ist affectirt und man merkt gleich, daß die Briefe nicht wirklich geschrieben sind. Uebrigens sind sie gut und schön und man muß solche Gesinnungen aufmuntern. Die Xenien und das Göthe-Büchlein und die Didaskalia schicken Sie mir doch, wenn sich eine Gelegenheit findet.

— Das neue Drama von Victor Hugo, dessen fernere Aufführung untersagt worden ist, wurde aus keinem politischen Grunde verboten, sondern wegen seiner Unmoralität. Alle Minister, welche die Cholera nicht gehabt haben, werden jetzt moralisch. Das ist eine merkwürdige Influenz! In einem der Zeitungsartikel, die aus dem Berliner Kabinette eingeschickt worden, beklagte man sich neulich über Talleyrand, daß er die Preußen bei der Londoner Conferenz betrogen habe und er wäre so zu sagen ein Spitzbube. Talleyrand ein Spitzbube! Was die Unschuld leiden muß! Und die ehrlichen Preußen jam-

mern, daß sie der Spitzbube überlistet habe. Die verächtliche Schwäche der französischen Regierung hat es dahin kommen lassen, daß die noch verächtlichere preußische wieder eine Rolle spielt. Schon ist sie ganz von Sinnen aus Hochmuth, sie steht wieder im Mai 1806 und hat nur noch ein halbes Jahr bis zu Oktober. Damals wurde an Preußen der Verrath Deutschlands, diesmal wird der Verrath Polens bestraft.

Fünf und achtzigster Brief.

Paris, Dienstag, den 4. December 1832.

O theure Freundin! was ist der Mensch? Ich weiß es nicht. Wenn Sie es wissen, sagen Sie es mir. Vielleicht ein Hund, der seinen Herrn verloren. Das Leben ist ein A b c=Buch. Ein Bischen Goldschaum auf dem Einbande ist all unser Glück, unsere Weisheit nichts als ba, be, bi, und sobald wir buchstabiren gelernt, müssen wir sterben und die Unwissenheit fängt von Neuem an. Wer ahnet meinen Schmerz? Wer sieht den Wurm, der an meinem Herzen nagt? O! man kann essen und lachen und Zahnschmerzen haben und doch unglücklich sein! Wenn ich auf die Straße hinuntersehe, und sehe die Tausende von Menschen vorüber gehen, und Keiner weicht meinem Fenster aus, und Keiner fürchtet zerschmettert zu werden — — — sollte nicht jeder Mensch, wie ein Dachdecker, ein Warnungs=

zeichen vor seine Wohnung hängen? Ist man denn nur eine einzige Stunde seines Glückes sicher? Ist Einer sicher, daß er sich nicht in der nächsten Stunde zum Fenster hinausstürzt, und dabei einen Vorübergehenden todt schlägt? Aber morgen, übermorgen entscheidet sich mein Schicksal und ich bin jetzt ruhiger. Hören Sie meine jammervolle Geschichte. — — — — —

— Ich habe Sonntag im Theatre Français Hamlet gesehen — einen Hamlet. So etwas kann mich recht traurig machen. Was ist Schönheit, was Hoheit, ja was jede Tugend? Sie sind nicht mehr als was sie erscheinen, nichts Anderes als wofür sie Jeder hält. Wenn aber dieser Jeder ein Volk ist, ein ganzes Land, ein Jahrhundert? Dann ist der Schein Alles und die Wirklichkeit Nichts für Alle. Können nicht große Menschen, ja Völker und Jahrhunderte gelebt haben, die wir gar nicht erkannt, oder falsch, oder nicht genug? Vielleicht wird der wahre Christ erst einem kommenden Geschlechte geboren. Das ist die Traurigkeit. Was ist Shakespeare den Deutschen und was den Franzosen? Dücis hat diesen Hamlet vor siebzig Jahren zurecht gemacht. Aber Dücis ist kein einzelner Mensch, er ist ein Volk, er ist Frankreich und das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Philosophie

der Kunst und jede Wissenschaft in der schönsten Blüthe stand. Es reicht nicht aus zu sagen, Dücis habe den Shakespeare französirt — nein. Er hat britische Formen, welche mit französischen Sitten im Widerspruche standen, geändert; sonst aber hat er den Shakespeare ganz wiedergegeben, wie er ihn gefunden. Aber seine Augen? Hat er denn nicht mehr gelesen? Nein, was sind Augen? die Diener des Geistes; sie sehen nicht mehr und nicht anderes, als was ihnen ihr Herr zu sehen befiehlt.

Dücis' Hamlet sieht auch den Geist seines Vaters; aber nur er allein, der Zuschauer nicht. Daß man mit rothen Backen und einem guten Magen Geister sehen könne, davon hat ein Franzose keine Vorstellung. Also ist Hamlet verrückt und weil der Wahnsinn eine körperliche Krankheit immer zur Ursache oder Folge hat, ist Hamlet auch krank. Das ist nun schauderhaft zu sehen. Hamlet trägt einen schwarzen Ueberrock, ist leichenblaß, hat ein wahres Choleragesicht, schreit wie besessen und fällt alle fünf Minuten in Ohnmacht. Wie nur der Lehnstuhl nicht brach unter den vielen Ohnmachten, denn Hamlet fiel immer mit seinem ganzen Gewichte hinein? Sein Freund und Vertrauter sucht ihm seine Einbildung auszureden. Er erklärt ihm sehr vernünftig und psychologisch, woher es komme, daß er glaube den

Geist seines Vaters zu sehen. Kürzlich wäre ein König von England gestorben, und, dem Gerüchte nach, am Gifte, das ihm seine Gemahlin gereicht. Ihn, Hamlet, habe diese Erzählung sehr erschüttert, er denke von Morgens bis Abends daran, und womit sich der Mensch bei Tage beschäftige, das komme ihm im Traume vor. Der Schauspieler Ligier, Talmas Nachfolger — im Amte, aber nicht im Gehalte — hat den Hamlet auf französische Art gut genug gespielt. Aber mir ward ganz übel dabei; es war eine Lazareth- und Tollhausscene, die zwei Stunden gedauert. Als ich nach dem Schauspiel im Foyer Voltaire's Büste betrachtete, da ward mir Dücis' Hamlet erst recht klar. Ein Gesicht wie Scheidewasser, der wahre Anti-Hamlet. Man sollte einen Tempel für unglücklich Liebende bauen und Voltaire's Bild als den Gott hineinstellen. Auch ein Werther käme geheilt heraus. Darum liebe ich ihn so sehr, weil ich ihn hassen müßte, wenn ich ihn nicht liebte, und er hat mir doch so wohl gethan. An einigen der wenigen unglücklichen Tage meines Lebens warf er einen Strahl seines Geistes in mein dunkles Herz, ich fand den Weg wieder und war gerettet. Unglück ist Dunkelheit; wem man die Gestalt seiner Schmerzen zeigt, dem zeigt man deren Grenzen.

Daher begreife ich auch wie es so Viele giebt, die Voltaire tödtlich hassen. Wie den Schmerz zerstört er auch die Freude; denn Glück ist auch Dunkelheit.

— Die Börse ist heute selig wie eine Braut. Die Renten sind um einen Franken gestiegen, weil der König der Deputation der Kammer gesagt hat, der Friede gedeihe herrlich und unsere Kinder würden bald von Antwerpen zurückkommen. Unsere Kinder! Wie man nur so etwas sagen und anhören kann ohne zu lachen, begreife ich nicht. Was die Regierung Furcht hat vor ihrem eignen Muthe, was sie zittert sie möchte Ruhm erwerben, das glaubt Keiner. Gott weiß auf welche Juste milieu-Art sie Antwerpen belagern mögen! Wahrscheinlich sind die Bomben, mit welchen sie schießen, nur halb gefüllt. Aber wie undankbar zeigt sich die Regierung und die Börse gegen mich! sie denken gar nicht daran, daß wenn sie den Frieden behalten, sie es mir zu verdanken haben — ganz im Ernste, mir. Wir, wir Hambacher verhindern den Krieg. Die heilige Allianz fürchtet uns, sie zittert vor uns. Zwar sind viele Hambacher eingesteckt, aber viele sind noch frei. So lange ich frei umhergehe, wird es Preußen gewiß nicht wagen, Frankreich den Krieg zu erklären. Eigentlich sollten die Renten steigen, so oft ich auf der Börse erscheine. Aber die französische Regierung

versteht nichts von der deutschen Politik, sie ist noch zu vernünftig dazu; es kann noch kommen. Nun gute Nacht. Victor Hugo's Drama le roi s'amuse habe ich heute bekommen. Vor dem Schlafengehen lese ich noch eine Stunde darin.

Mittwoch, den 5. December.

Was ich diese ganze Zeit über unter Freunden im Scherze vorher gesagt: die Polizei würde endlich für den fünften Akt der Königsmord-Komödie Einen herbeischaffen, der freiwillig bekennt: er habe den Pistolenschuß gethan, das ist jetzt wirklich eingetroffen. Ein junger Mann aus Versailles ist gestern zum Polizei-Präfekten gekommen und hat erklärt, er sei der Mörder und alle die als verdächtig Eingekerkerten wären unschuldig. In einem zweiten Verhör nahm er sein Bekenntniß zurück und erklärte weinend, er sei unglücklich, des Lebens überdrüssig, und habe diese schöne Gelegenheit, guillotinirt zu werden, benutzen wollen. So wird die Geschichte gestern Abend in den ministeriellen Blättern erzählt. Nun bin ich begierig, ob der König von Baiern, um eine Macht des ersten Ranges zu werden, nicht auch eine solche Mord-Komödie aufführen und bei irgend einer feierlichen Gelegenheit auf sich schießen lassen wird. Es geht fürchterlich in diesem Lande her! Dem Könige ist Hellas in den Kopf gestiegen und er sieht alle Liberalen für antike Statuen, und die Gefängnisse seines Landes für Museen an, in welchen er sie aufstellt. Ja es ist freilich wahr: diesem geist- und körperschwachen Könige ist Hellas in den Kopf

gestiegen. Um den Preis dieser Krone hat er die Ehre, das Glück, die Freiheit seines Volkes und seine eigene Unabhängigkeit verkauft. Um diesen schnöden Tagelohn (denn nach Tagen, nicht nach Jahren wird man die Regierung Otto's zählen) ist er ein Helfershelfer der heiligen Allianz, ein Knutenmeister Rußlands, ein Polizei-Scherge Oesterreichs geworden.

Sechs und achtzigster Brief.

Paris, Samstag, den 8. December 1832.

In der heutigen Zeitung steht, in Heidelberg wäre ein Aufruhr gewesen mit Blut und Fensterscheiben; aber die deutschen Blätter dürften nicht davon sprechen. Was ist Wahres an der Sache?

Alle hiesigen Blätter sprechen von der Versteigerung der Frankfurter Mittwochsgesellschaft, von den funfzehn Gulden, von den ledernen Hosen und dem Senate. Es ist Schade, daß die Zeitungen, wegen Antwerpen und den Kammersitzungen, so wenig Platz haben, sonst wären die Hosen länger geworden. Es ist ein herrlicher Spaß, aber der Ernst in der Sache ist noch schöner. Nur ist es betrübt, daß man über den Spaß den Ernst vergessen wird. Ich habe es immer gesagt: wenn zweihundert Bürger zusammenhalten in gerechten Dingen, sind sie unbesiegbar. Aber zusammenhalten auf die rechte Art.

Nicht wie ein langer Faden — er sei noch so lang, das macht ihn nicht stärker, ein Kind zerreißt ihn — sondern wie ein Knäuel. Und nicht zusammengehalten in seltenen und großen Dingen — zu seltenen und großen Dingen finden sich seltene und große Menschen, die das allein vollbringen — sondern in kleinen Dingen, die alltäglich wiederkehren. Um zu lernen wie man die Freiheit erwerbe und behaupte, beobachte man, wie die Tyrannei ihre Macht erlangt und erhält. Wodurch? Man glaubt gewöhnlich durch die bewaffnete Macht, durch physische Gewalt; es ist aber Täuschung. Wo noch so despotisch, wird durch eine sittliche Gewalt regiert. Wodurch wird eine bewaffnete Macht zusammngebracht, zusammengehalten? Durch moralische Einflüsse, Furcht, Eigennutz, Ehre, Gemeingeist. Alle diese Hülfsmittel der Tyrannei stehen der Freiheit auch zu Gebote. Und wie selten wird die bewaffnete Macht gebraucht, und wo es geschieht, da ist es schon ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der Tyrannei und der Freiheit. Eine Patrouille, womit man eine große Versammlung Bürger auseinander treibt, ist keine physische, sondern eine moralische Gewalt, denn sie ist nur ein Symbol der Macht. Die P o l i z e i, in ihr ist die Macht der Tyrannei. Sie ist die Krämerei des Despotismus, die ihn stündlich, aber den ganzen Tag

und alle Tage lothweise ausgiebt und die Freiheit pfennigweise einnimmt. Dieser Krämerei des Despotismus muß man eine Krämerei der Freiheit entgegen setzen. Man kann in Frankfurt alle Tage Hambacher Feste feiern, ohne daß es die Polizei verhindern oder bestrafen kann. Wie dort zwanzig Tausende auf einem Berge sich versammeln, mögen sich hier fünfhundert freisinnige Bürger täglich in den verschiedenen Gasthöfen zerstreuen. Statt wie dort lange Reden, mögen hier kurze Sätze für die Freiheit gesprochen werden. Sie sollen nur unbekümmert sein, das Wort im Schwanen findet sich mit dem Worte im englischen Hofe zusammen — es gibt einen Gott, der das redigirt. Man muß die Polizei müde machen, man muß blinde Kuh mit ihr spielen; es ist nichts leichteres als das. Besonders bei der Frankfurter; der fehlt zur blinden Kuh nichts als ein Schnupftuch. Freilich pflügt sie jetzt mit dem Kalbe des Herrn von Münch-Bellinghausen und kann manches Räthsel errathen, so verstockt sie sonst auch ist. Aber wenn auch!

Nicht zu vergessen Le roi s'amuse .... Les rois s'amusent — aber Geduld! . . . Sehen Sie, es gibt Schriftsteller, die man liebt, deren Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht blos weil sie Achtung verdienen. Mir ist Victor Hugo

ein solcher. Seine Vorzüge sehe ich mit großen Augen, seine Fehler wie zwischen Schlafen und Wachen an. Ich entschuldige sie und wenn ich das Buch zu Ende gelesen, habe ich sie vergessen. Aber dieses Mal kann ich nicht. Ich habe das vor fünfzehn Jahren kommen sehen, ich habe seitdem oft davon gesprochen. Es herrscht jetzt ein Terrorismus, ein Sansculotismus, ein Jacobinismus (drei Worte wie Kampher, die Zensurmotten abzuhalten) in der französischen Literatur. Es ist der Uebergang vom Despotismus zur constitutionellen Freiheit. Sie haben noch nicht gelernt, Freiheit mit Ordnung paaren. Jede Regel ist ihnen Tyrannei, jeder Anstand Aristokratismus, Tugend, Schönheit und Würde — in der Kunst — sind ihnen Vorrechte. Sie nivelliren Alles, sie dutzen Alles. Sie sagen: Bürger Gott, Bürger Teufel, Bürger Pfarrer, Bürger Henker. Sie dulden keine Kleidung an Nichts, und hätte sie die Natur selbst angemessen. So führt Despotie auch in der Kunst zur Anarchie. Die alte französische Kunst ging im Reifrocke; das war lächerlich, abgeschmackt, ungesund, naturwidrig. Aber zwischen Reifrock und Haut liegt noch manches Kleidungsstück, man soll die Kunst nicht bis auf das Hemd ausziehen. Sie wollen es nackt — gut es sei; man kann sich daran gewöhnen. Aber geschunden! Die

neuen französischen Dramatiker schinden Alles: die Liebe, den Haß, das Verbrechen, das Unglück, Schmerz und Lust. Das ist abscheulich! Die Natur selbst gibt jedem Dinge eine Haut, jedem Dinge wenigstens eine Farbe zur Hülle. Das farbenlose Licht, das ist der Tod, die Fäulniß, das ist gräßlich.

Sonntag, den 10. December.

Ich habe aufhören müssen. Seit einigen Tagen werde ich von grausamen Zahnschmerzen geplagt. Am Tage sind sie leidlicher; da bin ich aber müde von der schlaflosen Nacht. Es ist ein Fluß und ich werde sehen wie ich hinüber komme. Der unschuldige Hugo kann wohl darunter leiden; ein Rezensent ist ein Wolf, einer der Zahnschmerzen hat, gar ein toller Wolf. Ich habe oben die äußerste Grenze des Verderbens bezeichnet, der man freilich noch viel näher kommen kann als Victor Hugo. Er hat eine Grazie, die ihn am Aermel zupft, so oft er es gar zu toll macht.

Die Handlung spielt in der Zeit und am Hofe Franz des Ersten. Das ist der französische König, der in seinem vier und fünfzigsten Jahre an einer unglücklichen Liebe starb. Damals war eine unglückliche Liebe noch nicht heilbar. König Franz liebt sein ganzes Leben und das ganze Drama durch. Das Kosen, das Küssen, das Umarmen nimmt kein Ende. Und alles in Gegenwart der Hofleute und der Tausende von Zusehern, unter welchen Leute sind wie ich. Es ist abscheulich. Racine's Fürsten und Helden schmachten und weinen wenn sie lieben; ihre Krone schmilzt ihnen auf dem Kopfe und tröpfelt in

goldenen Thränen herab. Das ist Unnatur; denn ein König ist früher König als Mensch. Victor Hugo's Franz der Erste überläßt das Weinen seinen Geliebten, er schmachtet nicht, sondern er lacht, er liebt wie ein König — le roi s'amuse. Das ist Natur, aber es ist die häßliche Natur und was häßlich, ist unsittlich. Bis jetzt die komische Unmoralität; jetzt kommt die tragische, die tragische Häßlichkeit . . . . Jetzt kommt aber auch der Zahnarzt, nach dem ich geschickt habe. Fortsetzung im nächsten Briefe.

Sieben und achtzigster Brief.

Paris, Montag, den 10. December 1832.

Le roi s'amuse; Fortsetzung. Vielleicht mache ich den Beschluß erst in einem dritten Briefe. Sie hätten es dann immer noch besser als die Leser des Abendblattes und Morgenblattes, die mit himmlisch deutscher Geduld vier Monate lang an einer Novelle buchstabiren und längere Zeit brauchen, die Geschichte zu lesen, als die Geschichte selbst brauchte, um zu geschehen. Ich bin heute noch etwas satyrisch, ich habe noch Zahnschmerzen. Triboulet ist der Hofnarr des Königs. Er ist klug und boshaft, wie alle Hofnarren, und hat einen Buckel. Victor Hugo sagt (in der Vorrede), er sei auch kränklich; woher er das weiß, weiß ich nicht. Er sagt ferner: Triboulet hasse den König, weil er König sei; die Hofleute, weil sie Vornehme wären; alle Menschen, weil sie keine Buckel hätten. Ich

habe aber von dem Allem nichts gemerkt und ich halte es für Verläumdung. Es ist überhaupt merkwürdig, wie wenig der Dichter sein eigenes Werk verstand, oder vielmehr wie er es zu verkennen sich anstellt, um sich gegen die Beschuldigung der Unsittlichkeit zu vertheidigen. So oft Triboulet aufspürt, daß einer der Hofleute eine schöne Frau, Tochter oder Schwester hat, verräth er es dem Könige. Der Kuppelei bedurfte es übrigens nicht viel; denn König Franz, wie die Könige aller Zeiten und die Vornehmen der damaligen, machte wenig Umstände. Franz geht verkleidet auf nächtliche Abenteuer aus, besucht die Weinschenken und garstigen Häuser und taumelt singend und betrunken in sein Louvre zurück. Aber der Dichter ließ dem Könige von seiner ganzen fürstlichen Natur nichts als die Schonungslosigkeit, und man begreift nicht, warum er seinen liederlichen jungen Menschen gerade unter den Königen wählte. Wie ganz anders hat Shakespeare es verstanden, als er einen liebenswürdigen Kronprinzen den kurzen Carneval vor der langen und traurigen königlichen Fastenzeit lustig und toll durchleben ließ. Bei Heinrich ist die Gemeinheit eine Maske, bei Franz ist die Krone eine.

Die Hofleute hassen diesen Triboulet, weil er sie Alle ungestraft necken und ihnen boshafte Streiche

spielen darf. Da machen sie die Entdeckung, daß sich der Narr oft des Nachts verkleidet in ein abgelegenes Haus schleiche. Es kann nicht anders sein, meinen sie, Triboulet hat eine Geliebte, und sie nehmen sich vor, das lustige Geheimniß aufzudecken. Beim Lever des Königs war von nichts Anderem die Rede: Triboulet hat ein Schätzchen. Der König und der ganze Hof wollen sich todt darüber lachen.

Eines Abends im Dunkeln macht Triboulet seinen gewohnten geheimnißvollen Gang und schleicht sich mit ängstlicher Vorsicht in ein Haus, zu dem er den Schlüssel hat. Wir wollen uns mit hineinschleichen; es muß schön sein zu sehen, wie der bucklichte und tückische alte Narr liebt. Schön war es auch, nur ganz anders als die schurkischen Hofleute es sich vorgestellt. (Die Erde liege schwer auf ihnen, weil sie meinen Triboulet, den ich liebe, so unglücklich gemacht!) Nachdem Triboulet die Thüre hinter sich verschlossen, setzt er sich im Hofe, der das Haus umgiebt, auf eine Bank nieder und weint. Doch weint er nicht vor Schmerz, er weint vor Lust; das Weinen ist sein Feierabend und er weint alle Thränen, die er zurückhalten muß so lange die Sonne scheint. Er klagt im Selbstgespräche: jeder Mensch, der Soldat, der Bettler, der Galeerensclave, der Schuldige auf der Folter des Gewissens, der Verbrecher im

Kerker, diese Unglücklichen Alle hätten das Recht, nicht zu lachen, wenn sie nicht wollten, das Recht zu weinen so oft sie wollten, nur er hätte diese Rechte nicht. Er tritt in das Haus; ein junges holdes Mädchen kommt ihm entgegen und wirft sich in seine Arme. Unter Weinen und Lachen drückt er sie an seine Brust. Es ist seine Tochter. Jeder weiß wie ein Vater sein Kind liebt; wenn es aber in der ganzen großen Welt das einzige Geschöpf ist, das ihn, das er liebt; wenn er sonst überall nur Haß, Spott und Verachtung findet und austheilt — wie dann ein Vater seine Tochter liebe, das kann nur ein Dichter errathen. Diese Scene, gleich noch einigen andern des Dramas, ist herrlich, und man muß sie vergessen, um den Muth zu behalten, das Ganze zu verdammen. Triboulet ließ seine Tochter in stiller Verborgenheit aufblühen, um sie vor der bösen Luft in Paris zu schützen. Sie kennt die Welt nicht, kennt die Stellung nicht, die ihr Vater darin hat, weiß nicht einmal seinen Namen. Sie ahnet nur, er müsse unglücklich sein. Sie spricht:

Que vous devez souffrir! vous voir pleurer ainsi,
Non, je ne le veux pas, non cela me déchire.

worauf der Vater antwortet:

Et que dirois-tu, si tu me voyois rire?

Darauf verläßt er das Haus, nachdem er seine Tochter gewarnt, sich nie in das Freie zu wagen. Auf der Straße hört er Geflüster mehrerer Menschen, er horcht, er kennt die Stimmen bekannter Hofleute, erschrickt, tritt endlich zu einem von ihnen und fragt, was sie vorhätten? Dieser nimmt Triboulet bei Seite und vertraut ihm lachend an, sie wären gekommen, die Frau eines Hofmannes, die der König liebt und deren Haus auf dem Platze stand, zu entführen und in's Schloß zu bringen. Triboulet fällt gleich in seine alte Bosheit zurück und erbietet sich schadenfroh, bei der Entführung behülflich zu sein. Alle waren vermummt, man legt Triboulet auch eine Maske auf und ist dabei so geschickt, ihm zugleich mit einem Tuche Augen und Ohren zu verbinden. Es ist dunkele Nacht und Triboulet merkt nicht, daß er nichts sieht. Man giebt ihm die Leiter zu halten, auf der man in das Haus steigen wollte. Die Leiter wird an die Mauer gelegt, hinter welcher Triboulets Tochter wohnt, und diese geraubt. Triboulet wird endlich ungeduldig, reißt sich Maske und Binde vom Gesicht weg, findet die Leiter an seinem eignen Hause gelehnt und zu seinen Füßen liegt der Schleier seiner Tochter. Die Räuber waren schon weg; sie brachten die arme Taube in ihres Königs Küche, aus

der sie der unglückliche Vater gerupft wieder bekam. —

Triboulet ist seiner Sache noch nicht ganz gewiß, er vermuthet nur erst, wohin man seine Tochter geführt. Am andern Morgen erscheint er im Louvre, zeigt sich wie immer, aber er lauert. Das Flüstern und Lachen der Höflinge wird ihm immer deutlicher, und bald weiß er, daß seine Tochter beim Könige ist. Er weint und fleht und droht, man solle ihm sein Kind zurückgeben. Es muß in den Thränen, den Bitten und dem Zorne eines Vaters etwas sein, was selbst den Spott und Uebermuth der Höflinge entwaffnet. Alle schweigen und sind bestürzt. Triboulet's Muth steigt, und er kehrt mit seinen Blicken die ganze Rotte zum Saale hinaus. So drückt sich der Dichter aus. Bald stürzt Triboulet's Tochter aus des Königs Zimmer und sinkt, unter Todesbläße erröthend, in die Arme ihres Vaters. Sie will ihm Alles erzählen, er erläßt ihr den Schmerz, er weiß schon Alles. Er führt seine Tochter fort, kehrt zum Hofe zurück und macht den lustigen Rath wie vor. Er sinnt im Stillen auf Rache.

Triboulet hatte früher schon einen Banditen kennen gelernt, der um einen bestimmten Preis jeden Lusttragenden von seinen Feinden befreit. An diesen wendet er sich. Der Bandit hat zwei Manieren zu

worden: entweder im Freien der Straße oder in seinem Hause, wie man es wünscht. Für das Haus hat er eine junge schöne Schwester, eine liebliche Zigeunerin, welche die Schlachtopfer anlockt und sie unter Lächeln und Kosen dem Messer ihres Bruders ausliefert. Triboulet erfährt, daß der König verkleidet und ungekannt die schöne Zigeunerin besuche. Er kauft seinen Tod, bezahlt die eine Hälfte des Preises voraus und wird um Mitternacht bestellt, wo ihm die Leiche des Königs in einen Sack gesteckt ausgeliefert werden solle, daß er sie dann selbst in die nahe Seine werfe. Gegen Abend führt Triboulet seine Tochter (sie heißt Blanche) auf den Platz, wo das Haus des Banditen steht. Er sagt ihr, doch nicht ganz deutlich, die Stunde der Rache an ihrem Verführer nahe heran. Blanche liebt den König, der schon früher als unbekannter Jüngling in der Kirche ihr Herz gewonnen. Sie bittet ihren Vater um Schonung, schildert die Liebe des Königs zu ihr, wie heiß sie sei, und wie oft er das in schönen blühenden Worten zu erkennen gegeben. Triboulet, seine Tochter zu enttäuschen, führt sie an das Haus des Banditen, durch dessen zerrissene Mauern und unverwahrte Fenster man von außen Alles hören und sehen kann, was sich innen begiebt. Da sieht die unglückliche Blanche den König Franz

mit der leichtfertigen Zigeunerin kosen, hört, wie er dem Mädchen die nämlichen süßen und schönen Worte schenkt, die er ihr selbst gegeben. Das betrübt sie, sie jammert und willigt schweigend in die Rache ihres Vaters. Triboulet heißt sie nach Hause eilen, sich in Männerkleider werfen, sich zu Pferde setzen und in das Land flüchten, wo er sie an einem bestimmten Orte einholen wolle. Vater und Tochter gehen fort.

König Franz sitzt im Hause und scherzt und tändelt mit der Zigeunerin. Müde und trunken verlangt er ein Bett, sich auszuruhen. Man führt ihn in eine Dachkammer, wo er einschläft. Unten trifft der Bandit die Vorbereitungen zum Morde. Die Zigeunerin, gewöhnlich kalte Mitschuldige ihres Bruders, bittet diesmal um Schonung, denn der junge Offizier von so seltenem edlem Anstande hatte Eindruck auf sie gemacht. Der Bandit weist sie kalt zurück, sagt, er sei ein ehrlicher Mann, habe seinen Lohn erhalten und müsse den versprochenen Dienst leisten. Doch ließ er sich so weit bewegen, daß er versprach, den Offizier zu schonen, wenn unterdessen ein Anderer käme, den er statt Jenes ermorden und im Sacke gesteckt ausliefern könnte. Der Brodherr werde es ja nicht merken, da es Nacht sei und der Sack in den Fluß geworfen werde. Wo sei aber

Hoffnung, daß noch um Mitternacht sich Jemand hierher verirre?

Unterdessen hatte Triboulet's Tochter über die dunklen drohenden Worte ihres Vaters nachgedacht. Da wird ihr erst klar, der König solle in dieser Nacht ermordet werden. Schon zur Flucht gerüstet und als Offizier gekleidet, jagt sie die Angst vor das Haus des Banditen zurück. Sie will beobachten, was sich da begebe. Sie horcht, vernimmt das Gespräch zwischen dem Banditen und der Zigeunerin, und entschließt sich, für den König zu sterben. Sie klopft an die Thüre, sie wird geöffnet, und sobald sie eintritt, fällt sie unter dem Messer des Banditen.

König Franz taumelt singend zu seinem Louvre hin. —

Unterdessen kommt Triboulet, zahlt dem Banditen die andere Hälfte des bedungenen Lohnes aus und empfängt den Sack mit der Leiche. Der Monolog, der jetzt folgt, ist herrlich. Es ist grause, dunkle Nacht, ein Gewitter tobt am Himmel. Der Sturm heult durch die Luft. Der Sack liegt auf der Erde, Triboulet, Racheglut und Freude im Herzen, setzt seinen Fuß auf den Sack, verschränkt stolz die Arme und triumphirt in die Nacht hinaus: wie er endlich, er, der schwache, verachtete, verspottete Triboulet, seinen Feind unter sich gebracht. Und welch' einen

Feind! einen König. Und welch' einen König! einen König der Könige, den Herrlichsten unter Allen. Und wie jetzt die Welt aus allen ihren Fugen gerissen werde, und morgen werde die zitternde Erde fragen: wer denn das gethan? und da werde er rufen, das habe Triboulet gethan; ein kleiner schlechter Zapfen im Gebäude der Welt habe sich losgemacht von der Harmonie, und der Bau stürze krachend zusammen!

So zecht Triboulet fort, und immer trunkener durch seinen Sieg, will er noch das Gesicht seines verhaßten Feindes sehen, ehe er ihn in den Wellen begräbt. Aber es ist finstere Nacht; er wartet auf einen Blitz, der ihm leuchten soll. Er öffnet den Sack, der Blitz kommt, der ihn zerschmettern soll, er erkennt seine Tochter. Im Anfange hofft er, es sei ein Gaukelspiel der Hölle, aber ein zweiter Blitz raubt ihm diese Hoffnung. Er zieht seine Tochter zur Hälfte aus dem Sacke, mit den Füßen bleibt sie darin. Sie ist entkleidet, nur ein blutiges Hemd bedeckt sie. Sie röchelt noch, spricht noch einige Worte und verscheidet. Der Vater sinkt zu Boden, der Vorhang fällt. Beschluß morgen.

Acht und achtzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 13. December 1832.

Le roi s'amuse; Beschluß. Dieses Schicksal im Sacke; diese schauderhaften Fußtritte des Vaters auf das Herz seiner geliebten Tochter; diese Tochter im blutigen Hemde todt, nein schlimmer als todt, im Röcheln des Todes; und dieses Alles, bald vom falben Scheine der Blitze beleuchtet, bald von finsterer Nacht umhüllt, daß sich zum Schrecken der Wirklichkeit auch noch die Angst des Traumes geselle — hat das nicht in seiner gräßlichen Verzerrung auch einen Zug von Lächerlichkeit? Wenigstens als ich diese Scene las, so sehr sie mich auch erschütterte, fiel mir ein: der Narr Triboulet, wie hat er sich prellen lassen; man soll doch nie eine Katze im Sacke kaufen! Ich weiß nicht, woran es liegt. Shakespeare hat ähnliche, er hat noch viel schrecklichere Schrecken; aber bei ihm ist der Schmerz gesund, das

Ungeheuere hat seine Art Wohlgestalt; denn selbst die Krankheit hat eine Gesundheit, die ihr eigen ist, selbst das Verbrechen hat seine moralische Regel. Bei Victor Hugo aber ist das Mißgestaltete mißgestaltet. Ich weiß nicht; es ist darüber nachzudenken. Das ist die tragische Häßlichkeit, von der ich sprach, die tragische Unsittlichkeit. Die komische war in den Libeleien des Königs, die im Sonnenlichte und beim noch helleren Scheine der Kerzen auf das unverschämteste dargestellt werden. Victor Hugo hätte aus dem Allem einen Roman machen sollen. Erzählen kann man Alles, auch das Häßlichste; die Vergangenheit, die Entfernung mildert das Mißfällige, und ein Buch kann man ja zu jeder Zeit wegwerfen. Erzählen kann man das Unglaublichste; wer es nicht glauben will, braucht es ja nicht zu glauben, er denkt: es ist ein Dichter, und er hat gelogen. Aber dieses in ein Drama bringen, dieses Alles unter unsern Augen geschehen lassen, daß wir Ohr und Blick davon abwenden, daß wir nicht daran zweifeln können — nein, das dürfen wir nicht dulden.

Aber die Minister! Was geht die Minister Louis Philipps die Aesthetek, die Dramaturgie, die Moral an? Warum haben sie die Ausführung des Stückes verboten? Bin ich nicht da? Hören wir jetzt, was Victor Hugo darüber sagt. Am Morgen

nach der ersten Aufführung erhielt der Dichter ein Billet vom Theater-Direktor; er habe so eben vom Minister den Befehl erhalten, das Stück nicht ferner geben zu lassen. „L'auteur, ne pouvant croire à „tant d'insolence et de folie, courrût au théâ„tre“ . . . Insolence — folie — von einem Minister! das wäre nach dem baierischen Strafrechte ein Verbrechen, das von einem Majestätsverbrechen nur durch eine Brandmauer geschieden ist, der Hausnachbar eines Königsmordes. Victor Hugo eilt in das Theater; es ist wirklich so; er liest den Befehl des Ministers. Das Drama wäre unmoralisch befunden worden. „Cette pièce a revolté la pudeur des „gensd'armes, la brigade Leotaut y était et l'a „trouvé obscêne; le bureau des mœurs s'est „voilé la face; monsieur Vidocq a rougi.“ Aber war es von Seiten des Ministers mit der Einwendung der Unmoralität ernst gemeint? Hugo sagt: das sei nur ein Vorwand gewesen, der eigentliche Grund aber des Verbots sei ein Vers im dritten Akte „où la sagacité maladroite de quel„ques familiers du palais a découvert une allu„sion à laquelle ni le public ni l'auteur n'avait „songé jusque là, mais qui une fois denoncée „de cette façon, devient la plus cruelle et la „plus sanglante des injures.“ Er wolle für jetzt

den Vers nicht bezeichnen, treibe ihn aber die Noth der Vertheidigung dazu, werde er sich deutlicher erklären.

Ich suchte mit dem größten Eifer den im dritten Akte enthaltenen für den König beleidigenden Vers auf und glaubte ihn im folgenden gefunden zu haben.

Un roi qui fait pleurer une femme! O mon dieu,
Lacheté!

Ich dachte, das könnte auf die Gefangenschaft der Herzogin von Berry bezogen werden, und das denkend, kam mir die Aengstlichkeit der Minister um so toller vor. Wer bekümmert sich um die Berry? Wer denkt an sie? Und die wenigen Legitimisten, die im Theatre français sitzen, würden in Gegenwart des demokratischen Parterres und der Philippisten-Logen nie wagen, eine solche Anspielung laut werden zu lassen. Aber ich bin fehl gegangen. Ich hörte später erzählen, es sei eine andere Stelle im dritten Akte, die den Minister stutzig gemacht. In der Scene nämlich, wo Triboulet im Vorzimmer des Königs um seine geraubte Tochter jammert, und die Hofleute ihn verlachen, wendet er sich an diese der Reihe nach und sagt ihnen mit Grimm und Hohn: was wollt Ihr? Du da hast eine Frau, du eine Tochter, du eine Schwester, du Page dort eine Mut-

ter — Frau, Tochter, Schwester, Mutter, der König hat sie Alle. Und die Großen, welchen er das vorwirft, sind die vornehmsten historischen Familien des Landes, Triboulet nennt sie Alle bei Namen, und unter diesen Bastard-Ahnen wird auch die Familie genannt, von welcher die Bourbons herstammen. Ich habe das Buch schon weggegeben und ich kann die betreffende Stelle nicht selbst beurtheilen.

Der Dichter in seinem Zorne gegen die Minister triumphirt, daß, so viele Kunstfeinde er auch habe, diese doch, nachdem er eine so schnöde Behandlung erfahren, Alle gleich auf seine Seite getreten wären. „En France, quiconque est persécuté n'a plus „d'ennemis que le persécuteur.“ Alles wie bei uns! Victor Hugo hat das Theatre français beim Handels-Gerichte verklagt, es zur ferneren Aufführung des Dramas zu zwingen, oder zu einer Entschädigung von vierhundert Franken für jeden Theater-Abend zu verurtheilen. Odillon Barrot wird für den Kläger das Wort führen. Was wird er gewinnen? Nichts; auch weiß er das und es ist ihm nur um den Scandal zu thun; aber was gewinnen die Minister dabei? Der Dichter sagt es offen heraus: er habe sich bis jetzt nur mit den stillen friedlichen Musen beschäftigt; er habe sich von der Politik immer entfernt gehalten; von nun aber, weil gereizt, werde

er gegen die Regierung feindlich auftreten. Ist nun Victor Hugo ein ehrlicher Mann, wie er wirklich einer ist, werden durch ihn die Feinde der Regierung um einen der gefährlichsten, der talentvollsten vermehrt. Wäre er kein ehrlicher Mann, dann würde seine Feindschaft der Nation hundert tausend Franken kosten, welche die Minister aus ihrem Beutel zögen, einen neuen Feind auf die alte Art zu versöhnen. Was gewinnen also die Minister? Ich glaube aber, sie sind nicht so dumm, wie sie aussehen. Sie gewinnen, was der Dichter auch gewinnt: den Scandal des Prozesses. Das beschäftigt Paris drei Tage, und für die folgenden Tage wird der liebe Gott auch sorgen. Sie sind immer noch klüger als unsere deutschen Minister; sie lassen zuweilen Rauch aus dem Schornsteine, daß der Kessel nicht platze.

Sehen Sie aber, was ein deutscher Gelehrter ist. Vorgestern Morgen beim Frühstücke hatte ich den Kopf dicht voll, von Politik und Zahnschmerzen, von den aristotelischen Einheiten, der Abwesenheit der Madame Malibran und der Anwesenheit der ****, von dem König Otto, von baierischer Treue, Antwerpen, dem alten Thurme am Metzgerthore und der Unmoralität des Herrn d'Argout. Da kam ich in der Vorrede Victor Hugo's an die Stelle: „Il fut „même enjoint au théâtre de rayer de son af-

„fiche les quatre mots rédoutables: le roi „s'amuse.“ Gleich alle Gedanken hinaus, den Kopf auf beide Arme gestützt und eine halbe Stunde darüber nachgedacht. Ces quatre mots le roi s'amuse. Wie? le roi s'amuse, sind das vier Worte, sind es nicht blos drei? Kann man s mit einem Apostroph ein Wort nennen? Ist s'a... ein Wort? Freilich kann man auch nicht behaupten, le roi s'amuse wären nur drei Worte. Aber wo ist die Wahrheit? wo ist das Recht?... Darüber ward mir mein Thee kalt und Conrad nahm mir unbemerkt die Zeitung von dem Tische, ehe ich sie ausgelesen. So ist der deutsche Gelehrte; dem Victor Hugo auf das Wort zu glauben, der die Sache mit den vier Worten doch besser verstehen muß als ich, das kam mir nicht in den Sinn; auch hätte mein protestantisch deutsches Gewissen dieses nie zugegeben.

Aber zum Schlusse: der Handelsminister hatte Recht, das Stück ist unmoralisch. Wie kam es mit Victor Hugo dahin? Ich habe es schon gesagt; es ist der Jacobinismus der romantischen Literatur. Victor Hugo ist einer der Edelsten unter den Sklaven, die ihrem Herrn Boileau entlaufen; aber er ist doch ein Sklave. Im Uebermuthe seiner jungen Freiheit weiß er diese nicht weise und männlich zu

gebrauchen, und sündigt links, weil sein alter Tyrann rechts gesündigt hat.

Das Gericht ist aus, ich habe Recht gesprochen; jetzt Perrücke herunter. Ich habe das Drama vom Anfange bis zum Ende mit dem größten Vergnügen gelesen, und Alles hat mir gefallen.

Freitag, den 14. December.

Heute gehe ich zum erstenmale wieder aus, nachdem ich, wegen meiner Zahnschmerzen, drei Tage das Zimmer nicht verlassen. Ich habe dabei gewonnen, daß ich drei Tage lang den stinkenden Nebel auf der Straße nicht zu trinken, und so lange die stinkenden deutschen Zeitungen nicht zu lesen brauchte. Der Geschmack der letzten, die ich vor einigen Tagen las, liegt mir heute noch auf der Zunge. Nein, es ist nicht zu ertragen. Die Deutschen müssen Nerven haben wie von Eisendraht, eine Haut von Sohlleder und ein gepöckeltes Herz. Diese Unverschämtheit der Fürstenknechte, dieses freche Ausstreichen eines ganzen Jahrhunderts, dieser weintolle Uebermuth, dieses Einwerfen aller Fensterscheiben, weil das Licht dadurch fällt, als wenn sie mit dem Glase auch die Sonne zerstörten — es übersteigt meine Erwartung. Aber das steigert auch meine Hoffnung. Man muß mit den dummen Aristokraten Mitleid haben, man muß ihnen nicht eher sagen, daß das Cassations-Gericht dort oben ihre Appellation verworfen hat, bis an dem Tage, wo sie hingerichtet werden. Das deutsche Volk wird einst gerächt werden, seine Freiheit wird genommen werden, aber seine Ehre nie. Denn nicht von ihnen selbst, von andern Völkern wird die

Hülfe kommen. Ich sehe es schon im Geiste: wenn einst die finstern Gewitterwolken sich werden über den deutschen Palästen zusammenziehen, wenn der Donner zu grollen anfängt, wird das geschmeidige deutsche Volk wie ein Eisendraht hinaufkriechen zu allen Dächern seiner Tyrannen, um die geliebten Herrscher vor dem Blitze zu bewahren, und ihn auf sich selbst herabzuziehen. Wem daran gelegen ist, verhöhnt und betrogen zu werden, der braucht nur großmüthig gegen seine Feinde zu sein, zumal gegen die Fürsten, welche die Feinde aller Menschen sind. Wenn in Frankreich ein Don Miguel und ein Robespierre zugleich regierten, wenn an jeder Straßenecke rechts ein Galgen, links eine Guillotine stünde — die Franzosen ertrügen vielleicht lange das Morden von ihren Tyrannen geduldig; aber ihren Spott, ihre Verachtung, ihr unverschämtes Hofmeistern, ihre Ohrfeigen und ihre Ruthe, das, was der Deutsche das ganze Jahr erduldet — sie ertrügen es keine Stunde lang. Die Franzosen waren Jahrhunderte lang Sklaven unter ihren Königen; aber sie durften doch singen in ihren Ketten, sie durften ihre Kerkermeister verspotten. Zur Schreckenszeit wurden edle und schuldlose Menschen auf das Blutgerüst gebracht, aber nie fand Robespierre ein Gericht, das so feige und unmenschlich gewesen, einen Aristokraten zu verurtheilen, daß

er vor dem Oelbilde der Freiheit knieend Abbitte thue. Unter der Despotie der Könige wie unter der der Republikaner erkannte man etwas im Menschen an, das, weil von Gott gesandt, heilig und unverletzlich ist und nie zur Verantwortung gezogen werden darf. Aber dieses Göttliche, Heilige und Unverletzliche im Menschen: seine Ehre, seinen Glauben, seine Tugend, das wird in Deutschland am meist, zuerst bestraft, am boshaftesten gezüchtigt. Ein Dr. Schulz in München wurde wegen seines politischen Glaubens auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurtheilt, und zu der schlimmern Züchtigung, vor dem Bilde des Königs knieend Abbitte zu thun. Sie werfen die Freiheit in den Koth, daß sie aussehe wie die Knechtschaft, damit man keinen Mann von Ehre ferner von einem Hofmanne unterscheiden könne und gemeinschaftlicher Schmutz Volk und Land und Regierung bedecke.

Würde in Paris die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn Einer es wagte, im Theater einen Laut des Mißfallens zu äußern, und es versuchte einmal ein schamlos schmeichelnder und bettelnder Hofdichter, die Leidenschaften, Thorheiten und Verbrechen seiner Fürsten, durch Poesie, Musik, Tanz und Malerei auf der Bühne zu verherrlichen und so ein ganzes Volk zu Mitschuldigen seiner niederträchtigen Gesinnungen

zu machen — und stünde die Todesstrafe auf ein Lächeln — es fänden sich hier Hunderte von Zuschauern, die lachen, zischen und pfeifen, und ihr Leben an ihre Ehre setzen würden. Man jauchzte keinem schamlosen, tollen Schauspiele zu, wie das, was neulich ein Herr von Poißl in München zur Feier der Thronbesteigung des Königs Otto dichtete und auf der Bühne vorstellen ließ. Vergangenheit und Zukunft hieß das Schauspiel, welches alle das dicke Bocksbier, das seit dem vorigen Sommer in den baierischen Adern stockte, in die freudigste Wallung brachte. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe und Hoffnung treten auf. So oft ein deutscher Hofdichter etwas Politisches singt, umgiebt er sich mit Glaube, Liebe und Hoffnung. Es sind seine Grazien und seine Parzen zugleich. Mit ihnen versüßt er die Tyrannei, mit ihnen spinnt er die Freiheit zu Tode. Uebrigens ist es eine nützliche Bedeckung; denn ohne Glaube, Liebe und Hoffnung ertrüge man keinen Tag ein deutscher Unterthan zu sein. Jetzt werden die alten olympischen Spiele dargestellt, in dem Augenblicke, wo die Vertheilung der Preise stattfindet. Hundert Dichter athmen schwer, die, welche den Gott in sich fühlen, jauchzen dem Siegeskranze entgegen. Mich dauern die armen Teufel! Bava-

ria kommt und deklamirt Gedichte des Königs von Baiern, und Sappho-Bavaria erhielt den Kranz.

Das zweite Bild stellt die Gegend von Athen vor. „Mit erst düsterem Himmel, verbrannten Oli„venwäldern und verdorrten Fluren. Nach und „nach kleidete sich der Himmel in Baierns Na„tionalfarbe. Die Olivenwälder begannen zu grü„nen. Die Fluren bedeckten sich mit Blumen und „Blüthen, aus Ruinen entstanden Paläste. Und in „diesem Augenblicke erschien, von der Liebe getragen „und den Glauben und die Hoffnung zur Seite, das „als Segensgestirn über Hellas aufgehende Bildniß „des Königs Otto, vor dem sich Griechenlands Volk „in freudiger Huldigung neigte.“ Bavaria-Sappho ist verrückt, sie ist verliebt, weiß nicht mehr, was sie spricht und ich sehe sie schon vom Leucadischen Felsen hinab in die Isar springen. Aber Herr von Poißl hat nicht die geringste Lebensart, daß er den König Otto, der ein Mann ist, von der Liebe, die ein Frauenzimmer ist, tragen ließ. Ich begreife nicht, wie das zarte Wesen diese Last von München bis zum Himmel, einen so weiten Weg, hat aushalten können; König Otto muß sehr leicht sein! Warum hat er den König nicht dem Glauben auf die breiten Schultern gesetzt? Der hat schon in seiner Dummheit viel schwerere Lasten getragen. Dann wäre die

Liebe an der Seite der Hoffnung, hinter dem Glauben und dem König Otto leicht hergeflogen, und dann wäre doch Symmetrie dabei gewesen und das Ganze wäre ein Meisterstück geworden. O, Herr von Poißl! ich weiß nicht, ob Sie Verstand haben, aber Geschmack haben Sie nicht den geringsten. Wie freue ich mich, daß die verbrannten Olivenfelder wieder grün werden; jetzt können doch die armen Griechen wieder Salat essen. Aber die baierische Nationalfarbe, in welche sich der Himmel kleidete, als er Audienz beim König Otto hatte — ist das nicht himmlisch? ja, ja, so ist es. Den Himmel selbst möchten sie gern zum Lakaien machen, und sein heiliges Blau soll die Livrée-Farbe eines deutschen Fürsten sein! Verdammniß! es kommt mir manchmal vor, als wäre die Erde ein großer Pfeifenkopf, aus dem Gott raucht, und Deutschland wäre der Wassersack der Pfeife, bestimmt um diese rein zu erhalten, allen Schmutz, alle stinkenden Säfte aufzunehmen. Die Zeit wird kommen, daß jeder europäische Fürst mit einem Stücke seines Landes in den deutschen Bund treten wird, um sich mit einem solchen heilsamen Wassersacke zu versehen. Hannover ist der Wassersack Englands, Luxemburg der Wassersack der Niederlande, Holstein der Wassersack Dänemarks, Neufchatel der Wassersack der Schweiz. Wie heute die eng-

lischen Blätter erzählen, soll ein anderer Sohn des Königs von Baiern Donna Maria heirathen. So verspricht Portugal der Wassersack der Spanischen Halbinsel zu werden, und Griechenland ist voraus zum Wassersack des Orients bestimmt, wenn dieser, wie sie fürchten, der Civilisation und Freiheit entgegen reift.

Der schönste Spaß in dieser baierisch-griechischen Komödie ist: daß König Otto, oder vielmehr sein Vater in dessen Namen, die griechische Constitution nicht hat beschwören wollen; daß Miaulis, der Chef der griechischen Deputation, erklärt hat, nur unter der Bedingung eines solchen Eides sei er beauftragt, dem Prinzen die Krone anzubieten, daß er also, da man sich weigere ihn zu leisten, den Otto nicht als König anerkennen dürfe. Die Deputation kehrt allein nach Griechenland zurück, und König Otto zieht an der Spitze seiner Baiern hin und nimmt von seinem Lande mit Gewalt Besitz. Ich fürchte sehr, daß wenn der griechische Himmel das wahre Verhältniß der Sache erfährt, er sein Baierisch-blau wieder ausziehen und seinen grauen Schlafrock anziehen wird.

Ich sage Ihnen, ich sage Ihnen, es ist mit dem lieben Gott nichts mehr anzufangen. Da sitzt der alte Herr den ganzen Tag auf seinem Lehnstuhle, liest die Erdzeitungen und brummt über seine entar-

teten Kinder. Es ist ihm kein Lächeln abzugewinnen. Da er noch ein Jüngling war, da er als Jupiter, noch mit dem Honige seiner Kindheit auf den Lippen, durch alle Welten schwärmte, welche himmlische Pagenstreiche machte er, wie liebenswürdig war er damals! Wie er seinem Vater, dem Fresser Kronos, ein Brechmittel eingab; wie er sich, als Gans, als Ochs, als Mensch, als Regen verkleidet, zu den Schönen schlich, wie er neun ganze halbe Tage sich mit der gelehrten Mnemosyne einschloß, und mit ihr alle die Millionen Bücher schrieb, die seitdem in die verschiedenen Sprachen der Menschen übersetzt erschienen sind — es ist Alles vorbei, es ist nichts mehr mit ihm anzufangen! Ach! wenn ich Gott wäre, welche Späße wollte ich mir machen mit Bavaria-Hellas! Ich ließ in einer Nacht alle die herrlichen Griechen aller Zeiten und aller Städte aus dem Grabe hervorsteigen, und alle Tempel auch, und die alten Götter rief ich herbei. Und an einem schönen Frühlingstage, da der Spaziergang am Ilyssus gedrängt von Menschen war, kommt ein Sclave athemlos herbeigestürzt und schreit: König Otto ist angekommen! Alles geräth in Bewegung. Die Kinder springen von der Erde auf und vergessen ihre Knöchel mitzunehmen. Die schöne Lais macht die Rosen in ihren Haaren zurecht, Diogenes putzt das

Licht in seiner Laterne, Epaminondas ballt die Faust, Plato bekommt Angst und versteckt seine Republik, Perikles reicht seiner Freundin Aspasia den Arm, Aristoteles zieht seine Schreibtafel heraus, Alles zu notiren, die Blumenmädchen suchen Eine der Anderen vorzukommen, und jetzt Alle eilig zum pyräeischen Thor hinaus. Nur Sophokles geht seinen ernst langsamen Schritt; er dichtet seine Antigone. Als die Athenienser am Hafen ankamen, war König Otto mit seinen blauen Baiern schon gelandet. Das Erste was er that, war daß er dem Perikles den großen Hubertus-Orden umhing. Aristoteles erhielt das Diplom als geheimer Hofrath und die Berufung als Professor der Naturgeschichte nach München an Okens Stelle. Phidias bekam den ehrenvollen Auftrag, die Büste des Herrn Jarke für die Regensburger Walhalla zu verfertigen. Herr Ober-Baurath von Klenze zeigte dem Kalikrates die Risse seiner schönsten Gebäude in München und dieser fragte: hat Euer Basileus so viele Pferde? Alcibiades bekam den Kammerherrn-Schlüssel und ein baierscher Obrist fragte Epaminondas, wie viel Fouragegelder ein hellenischer Obrist bekäme? Professor Thiersch unterhielt sich mit Plato und wurde von den Blumenmädchen wegen seiner schlechten Aussprache verspottet. Herr von Poißl wollte Sophokles gerade sein Fest-

spiel Vergangenheit und Zukunft überreichen, als Trommelwirbel Stille gebot. König Otto tritt majestätisch hervor und hält folgende Rede.

„Hellenen! Schaut über euch. Der Himmel „trägt die baierische Nationalfarbe, denn Griechen„land gehörte in den ältesten Zeiten zu Baiern. Die „Pelasger wohnten im Odenwalde und Inachus war „aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen, euch „glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruhestif„ter und Zeitungsschreiber haben euer schönes Land „in's Verderben gestürzt. Die heillose Preßfrechheit „hat Alles in Verwirrung gebracht. Seht wie die „Oelbäume aussehen. Ich wäre schon längst zu „euch herüber gekommen, ich konnte aber nicht viel „früher, denn ich bin noch nicht lange auf der Welt. „Jetzt seid ihr ein Glied des deutschen Bundes. „Meine Minister werden euch die neuesten Bundes„beschlüsse mittheilen. Ich werde die Rechte meiner „Krone zu wahren wissen, und euch nach und nach „glücklich machen. Für meine Civilliste gebt ihr mir „jährlich sechs Millionen Piaster, und ich erlaube „euch meine Schulden zu bezahlen.“ Die Griechen, als sie diese Rede hörten, erstarrten alle zu Bildsäulen. Diogenes hielt dem König Otto seine Laterne in's Gesicht, die schöne Lais kicherte, und Aristoteles war in Verzweiflung, daß sein Griffel brach und er die

merkwürdigen Naturbeobachtungen, die er machte, nicht mehr notiren konnte. Hippokrates sah die Sache gleich vom rechten Standpunkte an, schickte eilig einen Diener in die Stadt zurück und ließ sechs Karren voll Nieswurz holen. Die Baiern setzten sich in Marsch. Vor dem Thore wurden sie von hundert Apothekern aufgehalten, die jedem Baiern ein Pulver überreichten. Ein Major schrie: Verrätherei! Gift! und ließ unter das griechische Gesindel schießen. Dann zog König Otto über Leichen in die Stadt. Gleich den andern Tag wurde eine Central-Untersuchungs-Kommission gebildet, Hippokrates wurde wegen seines dummen Spaßes als Medicinalrath nach Augsburg versetzt; die geistreiche Aspasia, die griechische Frau von Stael, nach Egypten verbannt, und Diogenes wurde auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurtheilt und mußte vor dem Bilde des Königs Otto knieend Abbitte thun. Die Schuldigsten waren schon vor der Untersuchung erschossen worden.

Jetzt ging das Regieren an. Eine Zeit lang ertrugen es die Griechen. Aber eines Morgens brauste das Volk wie ein wogendes Gewässer durch die Stadt. Herr Oberbaurath von Klenze hatte in der Nacht anfangen lassen, durch mehrere hundert baierische Maurer den Tempel der Minerva abtra-

gen zu lassen. Das Bild der Göttin von Phidias und andere Kunstwerke, die der Tempel enthielt, lagen schon auf der Straße, von Stroh umwickelt um eingepackt zu werden. Man fragte Herrn von Klenze, was diese Tollheit bedeuten solle? Er erwiderte: Seine Majestät der König haben zu beschließen geruht, den Tempel der Minerva, das Parthenon, das Pompejon, die Pöcile, noch zwanzig andere Tempel und mehrere hundert Statuen, Allerhöchst Ihrem königlichen Vater nach Baiern zu schicken, zufolge eines mit Allerhöchst Demselben abgeschlossenen geheimen Vertrags, und Hellas, übervölkert mit Tempeln, Statuen und Gemälden, solle nach Baiern Kunstkolonien schicken, und dafür von dort Naturkolonien erhalten unter Anführung des Herrn von Halberg, des baierischen Cecrops, und das Alles gereiche zur Wohlfahrt beider Länder, und sei überhaupt sehr charmant. Aber die Athenienser fanden dieses gar nicht charmant, sondern ergriffen einige der schönsten antiken Steine mit Bas-Reliefs verziert und warfen sie dem armen Herrn von Klenze an den Kopf, bis er todt blieb. Dann stürzten sie die Akropolis hinauf, ergriffen den König Otto, der gerade mit seinem Frühstücke beschäftigt war und dabei Saphir's deutschen Horizont las, bei dem Arme, setzten ihn in eine Sänfte und ließen ihn an den Hafen tragen, und

übergaben ihn dort dem Admiral Nicias, daß er ihn zu Schiffe nach Corcyra bringe. Die baierischen Soldaten blieben zurück und nahmen Dienste im scythischen Corps. Ihr baierisch Bier braute ihnen ein von München gekommener Bierbrauer, und ihre baierische Treue hatten sie vergessen. So endigte das baierisch-russisch-englisch-französisch-hellenische Reich. —

Neun und achtzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 16. December 1832.

Die Berry ist krank; aber wie man sagt, wäre es nicht ihr hoffnungsloser Zustand, der sie niedergeworfen, sondern gerade das Gegentheil. Wahrscheinlich ist das Verläumdung. Wenn man in Frankfurt etwas davon weiß, warum die Herzogin gefangen sitzt und warum Karl X. nicht mehr in Paris lebt, schreiben Sie mir es doch, ich will es in die Zeitung setzen lassen. Hier kann man sich die Sache gar nicht erklären. Diese Abneigung der Völker gegen gewisse Namen und diese Vorliebe für andere ist ganz unbegreiflich. Wenn nicht die Cholera daran Schuld ist, muß die Welt schwanger sein; sie hat wunderbare Gelüste. Sehen Sie, man hat es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich gesagt: ein Volk dürfe seinen Fürsten verjagen, wenn ihm seine Nase nicht gefiele. Nun, vielleicht war das zuviel behauptet.

Aber man muß mir doch zugeben, daß eine Nase eine sehr wichtige Sache ist. Eine Nase ist ein bedeutender Theil des menschlichen Körpers; eine Nase kann einen Menschen entstellen und zieren; man kann seiner Nase willen einen Menschen lieben oder hassen; kurz eine Nase ist eine Nase; aber ein Name? Guter Gott! Was liegt an einem Namen? Die Braunschweiger wollten keinen Karl und gaben sich einen Wilhelm; die Belgier wollten keinen Wilhelm und gaben sich einen Leopold; die Franzosen wollten auch keinen Karl und gaben sich einen Philipp. Der Name Karl scheint besonders unbeliebt zu sein. In Spanien handelt sich's auch um Karl oder nicht Karl; in Portugal ist der Streit zwischen Peter und Michel. Meine Nase ist mir tausendmal lieber. Nun haben sie zwar vor zwei Jahren behauptet, man habe den König Karl vom Throne gestürzt, weil er die Charte verletzt habe. Hat das der jetzige König nicht auch gethan? Also weil er Philipp heißt und nicht Karl, wäre ihm Alles erlaubt? Ja, er hat tausendmal schlimmer gehandelt als Karl X. Dieser that es in der Leidenschaft, er konnte sich wenigstens damit entschuldigen, er konnte Alles auf seine Minister wälzen, die Kränkung wieder gut machen, er wollte das wirklich thun. Aber Louis Philipp begnügt sich nicht blos mit dem Rechte der Leidenschaft, er will

auch die Leidenschaft zu einem Rechte erheben, er verlangt das Recht, zu jeder Zeit, so oft es ihm beliebt, ungerecht sein zu dürfen. Und er begnügt sich nicht, das Verbrechen allein zu begehen, er sucht auch die ganze Nation in deren Stellvertretern zu seinen Mitschuldigern zu machen. Nun giebt es zwar hier Leute genug, die nicht schlecht sind, sondern nur dumm, welche behaupten, der jetzige Fall wäre doch ganz ein anderer. Karl X. habe die Constitution aus eigner Machtvollkommenheit verletzt; Louis Philipp thue es in Gemeinschaft mit den Kammern. Bei Jenem sei die Aufhebung der Charte Willkür gewesen, Dieser wolle sie gesetzlich machen. Aber was ändert das die Sache? O ja, es ändert die Sache, es macht sie weit, weit schlimmer. Ist ein Verbrechen weniger ein Verbrechen, weil es zweihundert Menschen theilen? Ist die Tyrannei der Gesetze weniger Tyrannei als ie der Willkür? Und wenn alle die dreißig Millionen Franzosen in der Kammer säßen, und sie Alle stimmten Mann für Mann für ein Gesetz, das der Regierung verstatte die persönliche Freiheit, die Freiheit der Presse aufzuheben, das heilige Asyl des Hauses zu verletzen — sie hätten das Recht nicht dazu. Keine Nation hat das Recht, der Täuschung, der Furcht, dem Schrecken, der Selbstsucht, der Ermüdung des Tages die bessere Einsicht, die Wahrheit,

die Besonnenheit, die Liebe und Kraft der folgenden Tage, die unveräußerlichen Rechte eines kommenden Geschlechts aufzuopfern. Hier ist der Jammer, hier ist die Treulosigkeit, das ist's, was die wahre Freiheit Europa's noch um ein Jahrhundert hinausschickt. Erst fehlt die Kraft, dann fehlt der Muth, dann fehlt die Einsicht. Wenn einmal die Völker Europa's sich der Tyrannei ihrer Fürsten werden entledigt haben, werden sie in die Tyrannei ihrer Gesetzgeber fallen, und sind sie diese los geworden, gerathen sie in die Tyrannei der Gesetze. — Diese Tyrannei der Gesetze ist aber gerade die feste Burg, welche von der Freiheit seit fünfzig Jahren belagert wird. Was sie seitdem erobert, das sind blos einige Außenwerke, wobei noch nichts weiter gewonnen, als daß die Hoffnung der Einnahme der Festung etwas näher gerückt ist. Es muß Menschenrechte geben, die von keiner Staatsgewalt, und hätte jedes Bettlerkind im Lande Theil an deren Ausübung, zu keiner Zeit, in keinem Verhältnisse, um keines Vortheils, um keiner Beseitigung einer Gefahr willen vernichtet, geschmälert oder eingestellt werden dürfen. Auf der See, wenn Gefahr des Schiffbruchs eintritt, wirft man die Waaren über Bord, die Menschen zu retten; man wirft aber nie die Menschen über Bord, die Waaren zu retten. In politischen Stürmen aber opfert man

das, was der Mensch ist, dem auf, was er **hat**, man wirft den Menschen über Bord, den Bürger zu erhalten — das ist Wahnsinn. Und wenn es auch alle Staatsbürger zufrieden wären, wenn sie alle so verdorben wären, das, was sie haben, dem vorzuziehen, was sie sind — es bliebe doch Wahnsinn.

Mit besserer Einsicht als Europa ließen die Amerikaner, als sie ihre Freiheit gründeten, der Verfassungsurkunde eine Erklärung der Menschenrechte, nämlich derjenigen Rechte vorangehen, die weder der Heiligung der Gesetze bedürfen, um Gültigkeit zu haben, noch je durch ein Gesetz eingeschränkt oder aufgehoben werden dürfen. Die französische Nationalversammlung hat es auch damit versucht. Aber jetzt denkt Keiner mehr daran, und wenn man mit einem Staatsgelehrten von Menschenrechten spricht, lacht er Einen aus, und wenn man in Paris zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags das Wort Menschenrechte ausspricht, werden vor Schrecken alle Wangen bleich und die Renten fallen. Menschenrechte — das ist die Guillotine!

— Gestern Abend sah ich zum erstenmale Demoiselle **Georges** spielen; nicht zum erstenmale diesen Winter, sondern zum erstenmale im neunzehnten Jahrhunderte. Dieses Schicksal habe ich schon oft in meinem Leben gehabt: daß ich den Sonnenauf-

gang und den Mittag verschlafen, und erst beim Sonnenuntergange munter geworden bin. Demoiselle Mars habe ich voriges Jahr zum erstenmale gesehen, Talma kurz vor seinem Tode, mich selbst lernte ich erst nach dem dreißigsten Jahre kennen und ohne Sie hätte ich wahrscheinlich erst zehn Jahre später meine angenehme Bekanntschaft gemacht. Als ich vor zwei Jahren nach Paris kam, war die Freiheit schon im Untergehen, und ich mußte sogar auf einen hohen Berg der Begeisterung steigen, um noch ihre letzten Strahlen zu erwischen; denn im Thale war es schon dunkel. So immer zu spät. Ein politischer Ketzer bin ich geworden, seitdem man nicht mehr verbrennt und viertheilt, sondern blos mit dem Zuchthause auf unbestimmte Zeit und mit einer Abbitte vor dem Conterfei eines Königs bestraft. Dieses Abbitten vor dem Bilde des Königs von Baiern will mir gar nicht aus dem Kopf. Es ist zu fürchterlich, es ist zu lächerlich! Das ist ja ein christlich-türkischer Despotismus, ein Despotismus in seidenen Strümpfen und den Turban auf dem Kopfe. Nun möchte ich doch wissen, wie sie Einen, den sie zum Zuchthause verurtheilt, zwingen können, Abbitte vor dem Bilde des Königs von Baiern zu thun, wenn dieser nicht will. Ich thäte es nicht; ich spräche wie der Geiger Miller in Cabale und Liebe: da

ich doch in's Zuchthaus muß, will ich Euch sagen, daß Ihr Schurken seid. Der Präsident antwortet, glaube ich, darauf: Vergeß Er nicht, daß es auch Staupbesen und Pranger giebt! O! es kommt auch noch zu Staupbesen und Pranger; es kommt auch noch dazu, daß Einer barfuß und eine brennende Kerze in der Hand es vor der Kirchthüre büßen muß, wenn er gesagt, der Leib und das Blut des Herrn sei nicht in dem Fürsten. Die wahnsinnige Tyrannei hat keine Grenzen, es kommt nur darauf an, welche Grenze die wahnsinnige Geduld des deutschen Volkes hat .... Aber wo bin ich? Ich bin weit von Demoiselle Georges abgekommen. Zurück.

Sie sieht bei ihren Jahren noch gut genug aus, oder mein Glas müßte trübe gewesen sein. Auch ist in den Rollen, die ihr anzugehören scheinen, ein Alter, das an Ehrwürdigkeit grenzt, gar nicht störend. Sie hat eine schöne, volltönende Stimme, ihre Geberden sind anständig und ihr Mienenspiel ist sehr reich; freilich glaubte ich bemerkt zu haben, daß sie beim Mischen ihrer Züge die Volte schlägt, und jede Farbe der Leidenschaft, die sie will, oben auf bringt. Das ist nun nicht die rechte Art. — Die Leidenschaft auch in ihrer entschiedensten Richtung hat keine bestimmte Farbenleiter und sie ist sehr zufällig gemischt. Ich kann aber die Georges durchaus noch nicht beurthei=

len, ich muß sie öfter sehen. Auch ist das Stück, in welchem sie auftrat, halb unbedeutend, halb dumm, das heißt: seit einigen Wochen, daß es gegeben wird, ist das Haus gedrückt voll, Jeder will es sehen. Perin et Leclerc, ou Paris en 1443, drame historique. Was die Leute Schönes daran finden, begreife ich nicht. Außer den Decorationen und den weiblichen Kleidungen der damaligen Zeit gefiel mir doch gar nichts. Diesen Winter ist das Mittelalter Mode, oder vielmehr das dramatische Vieh wurde durch Noth die Alpe hinaufgetrieben, dort zu weiden, weil sie in den letzten zwei Jahren die untere Region, das Kaiserreich, die Republik und das Zeitalter Ludwigs XV. ganz abgegrast haben. Jedes Theater bringt der Reihe nach ein Pariser Mittelalter zur Vorstellung. Gestern kam die komische Oper — auch ein solches Mittelalterstück, zum erstenmal: Le Pré aux clercs, Musik von Herold. Die heutigen Zeitungen rühmen diese neue Oper sehr. Ich lasse mir das alles sehr gern gefallen, denn ich profitire davon. Seit zwei Jahren leiten die Boulevards-Theater meine historischen Studien. So oft ich ein historisches Schauspiel gesehen, ließ ich mir den folgenden Tag alle die Geschichtsbücher, Memoiren und Chroniken holen, die von der Zeit und der Geschichte handeln, die auf der Bühne vorgestellt wer-

den, und ich las sie. Jungen Leuten möchte ich diese Art Geschichte zu studiren freilich nicht empfehlen; aber für Kinder und bequeme Leute ist das die rechte Art und ob ich zwar schlecht bestehen würde, wenn mich Schlosser examinirte, so bin ich doch im Ambigu Comique der gründlichste Historiker.

Das Stück, von welchem die Rede ist, spielt zur Zeit Karls VI. und die Georges spielte die Isabeau von Baiern. Darüber brauchte ich aber nichts nachzulesen, denn die Geschichte war mir aus Schiller's Jungfrau von Orleans schon längst bekannt. Leider! Der Mensch weiß immer zu viel; denn daher kam es, daß mir das Drama lächerlich vorkam. Diese Isabeau ist verliebt, aber nicht wie ein weiblicher Satan, nicht wie eine alte Frau, nicht wie eine Ehrgeizige, nicht wie eine Königin, nicht wie eine Rabenmutter, nicht wie eine ausschweifende Frau; sondern wie ein junges unschuldiges Bürgermädchen. Und als ihr politischer Feind, der Connetable von Armagnac, ihren jungen Geliebten foltern und dann in einen Sack stecken und Nachts in die Seine werfen ließ, weinte sie als ginge sie das was an und als gäbe es keine Männer mehr in der Welt. Aber die Georges wußte sich mit guter Manier aus der Dummheit des Dichters herauszuziehen. Also der Sack mit dem Schatze wird in's Wasser geworfen, aber wieder

herausgefischt. Der Sack wird geöffnet und der sterbende junge Mensch im Hemde halb herausgezogen. Das ist seit einigen Tagen das zweitemal, daß ich einen sterbenden Menschen im Hemde aus einem Sacke habe kommen sehen. Das ist die historische Treue! Aber die Henkersknechte kehren zurück, werfen den Sack mit Inhalt zum zweitenmale in's Wasser und drohen mit einer Geisterstimme in die Nacht hinaus: laissez passer la justice du Roi! Das war die damalige Formel. Es ist recht schauerlich.

Um das Alter der Georges genau zu erfahren, ließ ich mir den Band der Biographie des contemporains holen, worin ihr Artikel steht. Da las ich etwas, was mich stutzig machte. Sie wird dort nicht allein getadelt, sondern auch mit einer gewissen Bitterkeit getadelt, die ich mir nicht erklären konnte. Darauf las ich den Artikel im Conversations-Lexikon, der sie betrifft und der mich etwas auf die Spur brachte. Der deutsche Berichterstatter bemerkt, die Georges habe sich eine romantische Darstellungsart angeeignet. Das mag es sein. Die Verfasser der Biographie des contemporains waren Arnault, Jouy, Jay und andere solche gedörrte Classiker, welche der Georges ihr frisches romantisches Wesen nicht verzeihen konnten. Daß ihr dieses eigen sei, nehme ich übrigens bis jetzt nur auf Glau-

ben an. Nicht so ihr Alter. Sie war gestern Abend 47 Jahre, 7 Monate und 13 Tage alt. Wie viel Stunden weiß ich nicht, da die Stunde nicht angegeben, in der sie auf die Welt gekommen.

Aber mein Gott, was ist die Georges hinabgerückt. Früher im Theatre Français, bis voriges Jahr im Odeon, spielt sie jetzt im Porte-St.-Martin, in einem Boulevardtheater. O hätte ich sie in meiner Kammer! Ich würde mit ihr verfahren wie einst ein Buchhändler mit Rousseau und Voltaire zu verfahren wünschte. Ich gäbe ihr gut zu essen und zu trinken, aber sie müßte mir arbeiten. Sie müßte mir diktiren, von Paris, von Erfurt, von Wien, von Petersburg, vom Kaiser Napoleon, vom Kaiser Alexander und von hundert andern Dingen und Menschen. Doch es ist merkwürdig! Wenigstens nach mehreren Erfahrungen, die ich gemacht, haben die schönen Schauspielerinnen gar keine Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß, und sie verstehen gewöhnlich ihr eignes, oft so interessantes Leben nicht kunstreich aufzufassen. Haben Sie, als Sie in Paris waren, die Georges nicht spielen sehen?

Außer dem erwähnten Drama gab man den Abend noch ein Melodrama: l'Auberge des Adrets; eine ganz gemeine sentimentale Mörder- und Räubergeschichte. Aber ein Schauspieler Na-

mens Frederic führte eine komische Rolle vortrefflich durch. Ich habe lange nicht so sehr gelacht. Das Merkwürdige bei der Sache ist, daß das Komische gar nicht in der Rolle liegt, sondern in dem selbsterfundenen Spiele des Schauspielers, und das zu seinem Charakter und den Reden, die er führt, gar nicht paßt. Es ist ein zerlumpter, niederträchtiger, boshafter, ganz gemeiner Dieb, Räuber und Mörder. Er bringt einen Mann im Stücke selbst um, ihm sein Geld zu nehmen. Und Frederic machte einen gutmüthigen Schelm daraus, der höchst ergötzlich ist. Zuletzt freilich werden die Possen, doch wahrscheinlich dem Pöbel und der Kasse zu gefallen, etwas gar zu weit getrieben. Stellen Sie sich vor: am Ende werden beide Räuber von Gensd'armen gepackt, sie entspringen aus dem Zimmer, die Gensd'armen ihnen nach. Der Vorhang fällt. Das Stück ist aus. Auf einmal gewahre ich, daß die Leute nach der Gallerie hinaufsehen und lachen. Ich hebe den Kopf in die Höhe und sehe in einer Loge des zweiten Ranges die beiden Räuber mit den sie verfolgenden Gensd'armen sich herumbalgen. Endlich wird ein Gensd'arme (ein ausgestopfter) von einem der Räuber hinab in's Orchester gestürzt. Und auf diesem Theater spielt die Georges, einst die Königin so vieler Königinnen!

Dienstag, den 18. December.

Als ich gestern Abend nach Hause kam, fand ich eine schwarze Visitenkarte vor, mit dem Namen weiß darauf. Es war ein Schauer wie sie da lag auf dem schwarzen Marmortische im röthlichen Scheine der Lampe; es war wie der Besuch eines Geistes. Es war der Name eines Polen. Ich habe solche schwarze Karte hier nie gesehen. Sollten sie vielleicht die Polen als ein Zeichen der Trauer angenommen haben? Ich werde es erfahren. Da haben Sie sie, ich schicke sie Ihnen, bewahren Sie sie gut. Und haben Sie je eine Thräne für einen König vergossen, und sollte das Glück es wollen, daß Sie noch ferner eine weinen; dann sehen Sie diese Karte an, daß Ihr Herz zur Wüste werde und der Sand alle Brunnen der Empfindung verschütte. Denn wahrlich es ist edler die ganze Menschheit hassen, als nur eine einzige Thräne für einen König weinen.

Ein sterbendes Volk zu sehen, das ist zu schrecklich; Gott hat dem Menschen keine Nerven gegeben, solches Mitleid zu ertragen. Jahre, ein Jahrhundert lang in den Zuckungen des Todes liegen und doch nicht sterben! Glied nach Glied unter dem Beile des Henkers verlieren und all' das Blut, alle die Nerven der verstorbenen Glieder erben, und dem ar-

men und elenden Rumpfe den Schmerz des Ganzen aufbürden — o Gott! das ist zu viel! Denn einem Volke, wenn es leidet, werden nicht wie einem kranken Menschen Geist und Sinne geschwächt, es verliert das Gedächtniß nicht; sei es noch so bejahrt, wird es im Unglücke wieder zum Jüngling, zum Kinde, und die Jugend mit all' ihrer Kraft und Hoffnung, die Kindheit mit ihrer Lust und allen ihren Spielen kehren ihm zurück. Als Gott die Tyrannen erschuf, diese Folterknechte der Welt, hätte er wenigstens die Völker sollen sterblich machen.

Man hat jetzt den Deutschen eiserne Reife um die Brust geschmiedet, sie dürfen nicht mehr seufzen um die Polen; aber die Franzosen brauchen noch nicht zu schweigen. Es kommt dahin auch noch, aber bis dahin kommt auch die Hülfe. Haben Sie in den französischen Blättern von dem neuen Jammer gelesen, den man auf die Polen gehäuft? Aus jeder polnischen Provinz werden fünftausend Edelleute eingefangen und nach dem Kaukasus getrieben, um dort unter die Kosaken eingesteckt zu werden. Sie dürfen auf ihre Verbannung nicht vorbereitet werden, sie müssen unvermuthet Nachts aus ihrem Bette geschleppt werden. So befiehlt es ausdrücklich der kaiserliche Befehl. Und dem Belieben des Gouverneurs bleibt es frei gestellt, welche sie zur Verbannung wählen

wollen; nur ist ihnen auf das strengste untersagt, die Begnadigung mit dem Kaukasus auf die Schuldigsten der Polen fallen zu lassen; diese kommen nach Sibirien oder werden hingerichtet oder werden im Gefängnisse erdrosselt und vergiftet. Was ich gestern gelesen, das ist noch ungeheurer. Fünfzig Polen wurden in Kronstadt, im Hafen, wie im Angesichte ganz Europa's, auf Tod und Leben gegeißelt, weil sie ihr Vaterland nicht abschwören, weil sie dem Nicolaus nicht Treue schwören wollten. Und während sie die Reihen der Soldaten durchschlichen, durch Bajonette auf der Brust am schnellen Gehen gehindert, ging ein Geistlicher zusprechend neben den Verurtheilten, und ermahnte sie zu schwören. Ein Geistlicher, das Cruzifix in der Hand, ermahnte im Namen des Erlösers zum Meineide! Aber wo gab es je einen Kaiser oder König, der nicht einen Pfaffen gefunden hätte, der noch schlechter war als er? Dreitausend andere Polen standen in einen Haufen zusammengetrieben auf dem Richtplatze, den Jammer ihrer Brüder mit anzusehen, und hinter ihnen sechstausend Russen, Kanonen vor sich, den Haufen Polen niederzuschmettern, wenn Einer von ihnen murren sollte. Die anwesenden russischen Offiziere lachten — o nein, ich erzähle das nicht ihnen zum Vorwurfe, sondern daß man diese Schlachtopfer der Tyrannei auch

beweine. Sie mußten lachen; nicht zu lachen wäre ihnen als Kaisermord angerechnet worden. Und das duldet der Himmel? Das heißt nicht die Menschheit, das heißt Gott selbst in den Koth treten. Aber nicht an Nicolaus allein denke ich; so schuldig er ist, er hat es nicht verdient, unsern ganzen Fluch zu tragen. Er ist nur der gefällige Wirth, er gab seinen königlichen Brüdern ein königliches Schauspiel. Denn es ist kein Fürst in Europa, der nicht aus seiner Lage dieses blutige Schauspiel mit Wollust ansähe und nicht dabei auf sein eignes Volk hinabschielte und ihm den stummen Wunsch zugrinste: nun wohl bekomme euch diese Lehre!

Der Haß und der Ekel steigen mir manchmal bis an den Hals hinauf und da werde ich meiner Wünsche und selbst meiner Verwünschungen überdrüssig. Es sind jetzt fünfzig Jahre, daß die europäische Menschheit aus ihrem Fieberschlummer erwachte, und als sie aufstehen wollte, sich an Händen und Füßen gekettet fand. Fesseln trug sie immer, aber sie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem kämpften die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zusammen all' das edle Blut, das vergossen worden, all' den schönen Heldenmuth, all' den Geist, alle die Menschenkraft, die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichthümer, drei kommenden Ge-

schlechtern abgeborgt, die verschlungen worden — und wofür? für das Recht frei zu sein, für das Glück, auf den Punkt zu kommen, wo man aufhört Schulden zu haben und wo erst die Armuth beginnt. Und bedenkt man, wie dieses Blut, dieser Heldenmuth, dieser Geist, diese Kraft, diese Reichthümer, wären sie nicht verbraucht worden zur Vertheidigung des Daseins, zur Veredlung, zur Verschönerung, auf die Freuden des Daseins hätten verwendet werden können — möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, Alles aufzuopfern — nicht für das Glück, sondern für das Recht glücklich sein zu dürfen, für die Möglichkeit glücklich sein zu können! Denn mit der Freiheit ist nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruche abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menschlichkeit etwas durch ihren Sieg, ja theilten sie nur selbst die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Trost dabei. Aber nein, der Sieg ist unmöglich. Eine neue Macht, die Widerstand findet, kann im Kampfe den Sieg finden, und im Siege ihre Befestigung; aber eine alte befestigte Macht war schon besiegt an dem Tage, wo der Kampf gegen sie begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer, die Zahnschmerzen haben, sich einredeten, sie zahnten? Aber so toll sind unsere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen — sie

wissen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünste nicht mehr wirkt. Dort die Edelleute — sie wissen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber ist. Dort die Fürsten — sie wissen recht gut, daß ihre Herrschaft zu Ende geht. Ja alle diese unsere Feinde wissen das besser als wir selbst; denn ihren Untergang sehen sie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es sehen durch das Glas unserer Hoffnung. Aber weil sie es wissen, darum wüthen sie; sie wollen sich nicht retten, sie wollen sich rächen. Es giebt in Europa keinen Fürsten mehr, der so verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer seiner Enkel den Thron besteigen. Aber weil ohne Hoffnung, ist er auch ohne Erbarmen und nimmt sich die Tyrannei seines Enkels voraus, sie zu der seinigen gesellend.

— Heute kaufte ich einen schönen Geldbeutel für Sie, von der Farbe des griechischen Himmels und der Königlich baierischen Nation: nämlich hellblau, mit einem goldenen Saume und mit weißer Seide gefüttert. So wonniglich weich anzufühlen, daß es einer zarten Seele schwer fiele, hartes unerbittliches Geld hineinzulegen. Aber Sie werden ihn zu Almosen bestimmen. Hören Sie, wie Sie dazu gekommen. Noch fünf Minuten vorher dachte ich nicht daran ihn zu kaufen, ob ich zwar an Sie dachte,

denn ich schrieb Ihnen gerade. Ich las die Allgemeine Zeitung und darin von den hannöverischen Ständen und von der Oeffentlichkeit, die man ihnen bewilligt von der Größe eines Nadelstichs; und wie man doch noch Angst gehabt, es möchten Spitzbuben von außen durch diesen Nadelstich in die Kammer steigen, und wie man darum den Nadelstich mit einem eisernen Gitter verwahrte und von außen Läden anbrachte, und innen eine Gardine davor hing. Darüber mußte ich so lachen, daß ich das Pult erschütterte; von der Erschütterung floß mein Stacheldintenfaß über, das eben gefüllt worden war und zu hoch. Jetzt kam ein Dintenbach von der Höhe herab und strömte über die Allgemeine Zeitung gerade durch das Hannöverische. Schnell rettete ich meinen Brief, faßte die Allgemeine Zeitung am trocknen Zipfel und warf sie in's Feuer. Dann holte ich Wasser und wusch das Pult ab. Während dem Trocknen machte ich einige Gänge durch das Zimmer und kam bei dieser Gelegenheit an das Fenster und sah die Straße hinab. Da gewahrte ich, daß in das große Haus mir gegenüber viele Menschen gingen und daß viele glänzende Equipagen davorstanden. Dann sah ich wieder viele Menschen und Wagen herauskommen, und so ging das abwechselnd immer fort. Ich ward neugierig, schickte hinunter und ließ Erkundigungen

einziehen; erhielt aber keine Aufklärung. Da zog ich mich schnell an und ging selbst hinüber. Ich fragte den Portier des Hotels: où est . . . . . . weiter wußte ich nicht was ich fragen sollte. Er antwortete mir: im Hofe, links, im zweiten Stock über dem Entresol. Da stieg ich hinauf und kam durch eine Reihe Zimmer, voll der schönsten Frauen und Waaren; es war ein Bazar und Serail zugleich. Man sah alle möglichen Handarbeiten in Nähereien, Strickereien, Stickereien, Malereien und wie sie sonst heißen. Auch männliche Handarbeiten, Bücher waren zum Verkaufe ausgestellt. An jedem Tische oder Laden stand eine Dame, die verkaufte; an jedem Artikel war der Preis geschrieben. Eine Bekannte, die ich dort fand, erklärte mir: das wäre der Bazar eines Frauenvereins, der jeden Winter zum Besten der Armen diese Waare verfertigte und verkaufte. Stifterin dieses Vereins ist eine Madame Lutteroth, Schwiegertochter des reichen Kaufmannes, der früher in Frankfurt wohnte. Die wohlthätige Neigung dieser Dame wurde durch die Religionssekte, zu welcher sich ihr Mann bekennt (ich glaube zu den Mennoniten) noch verstärkt und angetrieben. Auch ist es ihre Wohnung, in welcher die Waaren ausgestellt sind. Es war recht artig zu sehen wie die Damen alle ihre Sachen priesen und anboten, mit einem Eifer,

einer Zuthulichkeit, als verkauften sie zu ihrem eignen Gewinnste. Auf diese Art sind Sie zu dem blauen Geldbeutel gekommen. Jetzt aber bleiben Sie nicht länger eine verstockte Aristokratin und lernen Sie endlich begreifen, wozu die Oeffentlichkeit gut ist. Ich bringe ihn mit, wenn die Lerchen und die Veilchen kommen und unter Otto's Strahlen die verdorrten Oelbäume wieder blühen.

Mittwoch, den 19. December.

Bei den hiesigen Civilgerichten kam neulich ein Prozeß zwischen dem Kaiser Don Pedro und einem Pariser Bürger vor. Als der Huissier die Tagesordnung ausrief: Dumoulin contre Don Pedro! schrie einer der Zuhörer: à Oporto, und Gelächter im ganzen Saale. Nämlich dieser Dumoulin verlangt von dem Kaiser einige und dreißigtausend Franken für die Mühen, Reisen und Kosten, die es ihm verursacht, als er ihm seine jetzige Frau, die Beauharnois, verschaffen half. Don Pedro will nicht bezahlen. Den Kuppel-Pelz nach den Flitterwochen einfordern — eine solche Dummheit hätte ich keinem Pariser zugetraut; die eigentlichen Prozeß-Verhandlungen haben noch nicht angefangen; die Sache muß hübsch werden. Dem guten Don Pedro geht es sehr schlecht in Oporto, er rückt nicht vor und ist wie fest genagelt. Das ist der böse Zauber des Juste-Milieu, den sein Freund und Beschützer Louis Philipp über ihn ausgesprochen. Dieser hat ihm gesagt: lassen Sie sich mich zur Warnung dienen; besser keine Krone als eine aus den Händen des Volkes; lieber gar nicht regieren als mit einer Constitution; bleiben Sie nur ruhig stehen, gehen Sie weder rechts noch links, halten Sie sich gerade und die Krone wird

Ihnen schon einmal auf den Kopf fallen. Das hat sich Don Pedro gemerkt und er war so ehrlich, den constitutionellen Portugiesen nicht einmal etwas zu versprechen, außer, daß er sie wahrscheinlich nicht werde hängen lassen, wenn er wieder zur Regierung käme. Diesen aber genügt die Galgenfreiheit nicht und sie leisten ihm darum in seinem Kampfe keinen Beistand. Louis Philipp wird ihm auch gesagt haben, er solle die heilige Allianz nicht ärgern und sich darum nicht anstellen, als wäre ihm an dem Glücke seines Volkes gelegen, sondern aufrichtig gestehen, es liege ihm blos an seiner Herrschaft, und dann würde sie nichts gegen ihn haben. So ist er auf seine Lohnsoldaten beschränkt, und wie will er mit diesen gegen ein von Glaubenswuth fanatisirtes Volk, gegen seinen von den mächtigsten Fürsten der Welt gut berathenen, gut unterstützten Nebenbuhler kämpfen?

Die Komödie, die jetzt in Spanien gespielt wird, ist auch merkwürdig. Ich nenne es Komödie, weil ich mich heute nicht ärgern will, denn es ist Mittwoch, ich erwarte Ihren Brief, und nichts soll meine Freude stören. Aber an jedem der fünf andern Tage der Woche hätte ich der Sache einen andern Namen gegeben. Es empört mich viel stärker, wenn Fürsten ihre Unterthanen wie Kinder behandeln, und sie mit Mährchen amüsiren und sie mit groben Lügen täu=

schen, als wenn sie sie wie Männer und Sklaven züchtigen. Die spanische Königin hat ein Töchterchen, dem sie eine Krone verschaffen möchte. Aber ihrem Wunsche steht eine mächtige Partei entgegen, und um diese Partei zu bekämpfen, wirft sie sich in die Arme der Liberalen und verspricht ihnen Freiheit, daß es eine Lust ist. Hat sie einmal ihren Zweck erreicht, oder ein anderes Mittel gefunden, ihren Zweck zu erreichen, wird sie die constitutionellen Spanier, die so thöricht waren ihr zu trauen und in ihre Falle zu gehen, eben so behandeln wie es Ferdinand gethan. Aber trotz der Maske, trotz der feinen List, in welcher alle Fürsten so geübt sind, bricht in den Reden und Handlungen der Königin Christine die angeborne Natur oft komisch genug vor. Ein Fürst, der von Freiheit spricht, macht dann ein Gesicht wie Robespierre — von dem einst Mirabeau sagte: er sieht aus wie eine Katze die Essig getrunken hat. Neulich machte die Königin eine Proklamation an die Spanier bekannt, voll Honigworte, voll Freiheit, voll Glück, voll Ruhm, voll Versöhnlichkeit, kurz, voll Glaube, Liebe und Hoffnung — wie der Hofrath Rousseau in der Postzeitung am ersten Januar wahrscheinlich singen wird. Plötzlich wendete sie sich an die verstockten Gegner ihrer himmlischen Absichten, kratzt sie und spricht wie

folgt: „Wer meinen mütterlichen Ermahnungen „nicht Gehör giebt, auf den wird das Beil nieder„fallen, das schon über seinem Kopfe hängt.“ Schöne, gute, liebe Mama! Die in Frankreich sich aufhaltenden Spanier, die nach erhaltener Bewilligung jetzt zurückkehren, müssen an der Grenze, angeblich wegen der Cholera, dreißig Tage Quarantaine halten. Nun kann das Lazareth nur sechzig Personen fassen, und man hat berechnet, daß es drei Jahre dauern werde, bis alle Spanier in ihr Vaterland kommen. Drei Jahre! Das ist ein Glück für wenigstens zwei Drittheile dieser Unglücklichen, die noch nach zwei Jahren Zeit haben umzukehren und sich so vom Henkertode zu retten. Euer Journal de Francfort neulich eiferte mit edlem Unmuthe gegen die Reformen, welche die Königin von Spanien und der türkische Kaiser in ihren Staaten vornehmen wollten, obzwar ihre Völker solchen Reformen entgegen sind. Welche schöne Theilnahme, welche Zärtlichkeit für das Glück und die Wünsche der Völker! Was hat denn die hohe Bundesversammlung auf einmal so weich gemacht? Ist etwa Rothschild's Koch krank geworden? Wie konnte aber ..... daß ich ein Narr wäre — da ist Ihr Brief.

— Fragen Sie mich doch einmal was die Doktrinairs eigentlich bedeuten. Ich weiß es selbst

nicht recht, möchte mich darnach erkundigen und Ihnen davon schreiben.

— Der **** ist nicht ohne Geist und Witz, aber er schreibt etwas rauh. Er ist ein arger Hypochondrist und seine Satyre hat etwas Menschenfeindliches, das sie sauer macht.

— Ja wohl, ich habe es damals schon von mehreren Vornehmen gehört, daß ihnen meine Postschnecke sehr gefallen. Die erschien ihnen als eine Oase in meinen wüsten Schriften. Es war, weil ich mich darin über einen Demagogen und seinen langen Bart und über die Turnkunst lustig gemacht. Welche Menschen!

Neunzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 20. December 1832.

Gestern kam Victor Hugo's Klage gegen den Minister bei dem Gerichte vor. Das Handelsgericht, dem die Sache zufiel, hat im Börsengebäude seinen Sitz, und da es gerade die Stunde war, in der ich dort täglich vorbeigehe, bekam ich Lust die Verhandlungen mit anzuhören. Als ich die Treppe hinaufging — mir pochte, wie immer, das Herz vor Zorn und Scham. Es ist eines der herrlichsten Gebäude der Welt; das Alterthum kannte kaum ein schöneres; unter diesem Säulendache sollte Phidias Jupiter thronen und strahlen und seine Menschenkinder mit hohem Stolz erfüllen auf solch einen Vater! Aber drinnen sitzt Merkur in einem gepolsterten Lehnstuhle, mit gekrümmtem Rücken, den Geldbeutel in der Hand und klingelt; Merkur, der alte Wucherer, der Phönizier, der Jude, der Mäkler, der Betrüger, der

mit falschen Renten würfelt; Merkur, der Schelm, der Meineidige, der Gott der Kaufleute und der Diebe, der am Tage seiner Geburt sich aus der Wiege schlich, hinauskroch auf das Landgut seines Stiefbruders Apollo, ihm die schönsten Ochsen stahl und dann, entdeckt, bei dem Haupte seines Vaters schwur, er wisse von gar nichts; Merkur, Feind des Schönen, der Liebesläugner, der schon als Kind den holden Amor durchgeprügelt und seiner Mutter, die ihn auf den Schooß genommen, ihren Gürtel stahl.... Also da ich die Treppe hinaufging, kam eine junge, schöne, blasse Frau, an dem Arme eines Herrn, die Treppe herunter, und ich hörte, wie sie einem ihr begegnenden Bekannten sagte: on étouffe! Ich kehrte wieder um. Mein Leben daran zu setzen, um einen halben Tag früher zu erfahren, ob Victor Hugo's König sich ferner amüsiren werde oder nicht, schien mir Verschwendung. Abends bei Tische sprach ich Einen, der dabei war und es ausgehalten. Es war ein junger Mensch von achtzehn Jahren mit überflüssigem rothem Blute, dem etwas zu ersticken eher gesund als schädlich war. Es soll fürchterlich gewesen sein. Ueber dem Lärm, dem Gedränge, dem Angstgeschrei: hinaus, Fenster auf, wir ersticken! konnte man kein Wort von den Verhandlungen hören. Einer hat seine Hand verloren, die ihm

zwischen Thüre und Angel zerquetscht wurde. Der Angstruf: Fenster auf, wir ersticken! wurde immer stärker und allgemeiner. Der Präsident erklärte, er könne die Fenster nicht öffnen lassen; man höre schon jetzt wenig, bei offenen Fenstern würde man gar nichts hören. Da rief Einer: Herr Präsident, ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß ich ersticke! Endlich wurden die Fenster geöffnet, man trieb den überflüssigen Theil des Publikums zum Saale hinaus, und die Verhandlungen wurden ruhiger fortgesetzt. Aus dem, was ich davon in der Gazette des Tribunaux gelesen, will ich Ihnen Einiges mittheilen. Dieses Blatt wird von Advokaten des Juste-Milieu redigirt. Nun kann man ihnen zwar nicht vorwerfen, daß sie die gerichtlichen Verhandlungen mit Parteilichkeit darstellen; keineswegs. Ihre Nemesis legt in beide Wagschalen gleiches Gewicht. Sie hält aber die Wage nicht mit der Hand, sondern sie hängt ihr von der Nasenspitze herab, als der rechten Mitte zwischen rechter und linker Hand, welches zur Folge hat, daß, so oft Nemesis die Nase rümpft, die Wage etwas schwankt. Doch werde ich das schon in Abzug bringen.

Es war ein Rechtsstreit zwischen der romantischen und der klassischen Schule, es war wörtlich nichts anderes als das, wie wir später aus Victor

Hugo's Rede sehen werden — und diesen Streit sollte ein Handelsgericht entscheiden! Ist das nicht merkwürdig? Die Anhänger der romantischen Schule hatten sich in großer Menge frühzeitig im Saale eingefunden und sollen sich sehr unanständig und ungebührlich betragen haben. Als ihr König und Feldherr Victor Hugo eintrat, wurde er von seinem treuen Heere mit rauschendem Beifallklatschen empfangen; aber es schien, daß ihn diese kleine Huldigung mehr in Verlegenheit gesetzt als geschmeichelt habe. Odillon-Barrot, der Advokat des Klägers, nahm das Wort. „Die Berühmtheit meines Clienten überhebt „mich der Pflicht, Sie mit ihm bekannt zu machen. „Seine Sendung, die ihm von seinem Talente, sei„nem Genie angewiesen, war, unsere Literatur zur „Wahrheit zurückzuführen; nicht zu jener Wahrheit, „die nur ein Werk zur Uebereinkunft ist, zu einer „gemachten Wahrheit; sondern zu der Wahrheit, die „aus der Tiefe unserer Natur, unserer Sitten und „Gewohnheiten geschöpft wird. Diese Sendung, er „hat sie mit Muth übernommen, mit Ausdauer und „Talent durchgeführt." Nun bitte ich Sie, was das für Menschen sind! Da ist Victor Hugo, der Fürst der Romantiker, der sein Land und Volk vertheidigt; da ist Odillon-Barrot, der erste Advokat Frankreichs, der ihm be steht, und Beide wissen nicht einmal, worin

das Wesen der Romantik, worin ihr gutes Recht besteht. Es besteht nicht in der Wahrheit, wie sie sagen, sondern in der Freiheit. Freiheit und Wahrheit sind aber zwei ganz verschiedene Dinge . . . Diese goldenen Worte, die ich da aussprach, werden dem Herrn v. *** sehr gut gefallen, und er wird sie rühmen wie meine Postschnecke und meinen Freunden sagen, da hätte ich wieder einmal sehr schön geschrieben und sie sollten mich aufmuntern, auf diesem guten Wege zu bleiben. —

Odillon-Barrot forderte für seinen Clienten, daß die Comödie Française entweder Le roi s'amuse aufführe, oder dem Dichter eine Entschädigung von 25,000 Franken zahle. Dann geht er zur Rechtsfrage über. Wir wollen uns aber damit nicht aufhalten, uns kümmert blos der kleine, liebe, gute Skandal. Nachdem er gezeigt, daß kein Gesetz vorhanden wäre, das einem Minister das Recht gäbe, die Aufführung eines Stückes zu verhindern, setzt er hinzu: und gäbe es auch ein solches Recht, so gehört es nicht zu den Amtsbefugnissen des Ministers der öffentlichen Arbeiten, und Herr von Argout, indem er es in Anwendung brachte, hat sich also eine Gewalt angemaßt, die ihm nicht gebührt. — „Aber in der „That, der Herr Minister des Handels greift sehr „um sich; er hat sich die Verwaltung der National-

„garde genommen; die Präfekturen sind ihm unter„geordnet, und jetzt maßt er sich noch die Direktion „der Theater an, die durch ein Gesetz der hohen „Staatspolizei vorbehalten wurde. Wenn das so ist, „was wird denn dem armen Minister des Innern „noch übrig bleiben?" Großer Beifall und allgemeines Gelächter. Es ist nämlich zu wissen, daß unser guter Monarch Louis Philipp von den republikanischen Institutionen, die ihn umgaben, sich so geängstigt fühlte, daß er beschloß, sich gleich Napoleon einen Polizei-Minister zu geben, der auf diese republikanischen Institutionen Acht haben sollte. Aber es war noch um einige Monate zu frühe. Die Berry war noch nicht gefangen, Antwerpen noch nicht eingenommen und die Adresse der Kammer noch nicht erlangt. Darum begnügte er sich einstweilen, Thiers ins geheim zum Polizei-Minister zu ernennen und ihm öffentlich den Titel eines Ministers des Innern beizulegen. Alle Geschäfte aber, die sonst dem Minister des Innern oblagen, wurden ihm entzogen und dem Minister des Handels zuertheilt, und Thiers behielt nur die Polizei und einige Aemter, die mit ihr verwandt sind.

Jetzt nahm Victor Hugo das Wort und sprach wie ein Poet und zwar wie ein romantischer Poet. Ein Dutzend solcher Reden vor einem deutschen Han-

delsgerichte gehalten, würden es verlernen machen, welch ein Unterschied zwischen einer Schuldverschreibung und einem Wechsel sei. Es war ein Corpus Juris oder eine Frankfurter Stadtreformation in Almanachsformat gedruckt und in Seide eingebunden. Er sagte, er hielte es für seine Pflicht, die kecke und strafbare Handlung, welche in seiner Person die Rechte Aller gekränkt, ohne streng und feierlichen Widerspruch nicht vorübergehen zu lassen. Diese Sache sei keine gewöhnliche, nicht eine bloße Handelsangelegenheit, eine persönliche. „Nein, meine Herren, es ist mehr „als das, es ist der Prozeß eines Bürgers gegen „die Regierung.“ ..... „Ich hoffe, Sie werden, was „ich Ihnen zu sagen habe, mit Theilnahme anhören, „Sie werden durch Ihren Richterspruch die Regierung „belehren, daß sie auf bösem Wege ist und daß sie „Unrecht hat, die Kunst und die Wissenschaft mit „solcher Ungeschliffenheit zu behandeln; Sie werden „mir mein Recht und mein Eigenthum wieder geben: „Sie werden die Polizei und die Zensur, die nächt„licher Weise zu mir gekommen sind und, nach Er„brechung der Charte, mir meine Freiheit und mein „Geld gestohlen, auf der Stirne brandmarken.“ Eine Polizei und eine Zensur brandmarken — es ist doch gar zu schauderhaft! — „Die Bewegungs„gründe, welche die Gesellen der Polizei einige Tage

„lang gemurmelt haben, um das Verbot dieses Stückes „zu erklären, sind dreierlei Art: es ist der moralische „Grund, der politische Grund und, es muß gesagt „werden, so lächerlich es auch ist, der literarische „Grund. Virgil erzählt, daß zu den Blitzen, welche „Vulkan für Jupiter verfertigt, drei verschiedene „Stoffe genommen wurden. Der kleine ministerielle „Blitz, welcher mein Drama getroffen, und den die „Zensur für die Polizei geschmiedet hatte, ist aus „drei schlechten Gründen zusammengedreht, gemengt „und gemischt." Der Dichter untersucht nun diese drei Gründe. Ueber den Vorwurf der Unmoralität bemerkt er: „Alle vorgefaßten Meinungen, welche gegen „die Moralität meines Werkes zu verbreiten der Po- „lizei auf einen Augenblick gelungen war, sind in „dieser Stunde, wo ich da spreche, verschwunden. „Drei tausend Exemplare des Buches in der Stadt „verbreitet, als so viele Advokaten, haben meinen „Prozeß geführt und gewonnen." Betreffend den politischen Grund des Verbots beruft sich Victor Hugo auf die Vorrede seines Dramas, und führt die dort befindliche Stelle an, die ich Ihnen früher mitgetheilt. Nach dieser Anführung bemerkt er: „Diese Schonung, zu welcher ich mich verbindlich ge- „macht, ich werde sie halten. Die hohen Personen, „welchen daran liegt, daß dieser Streit würdig und

„anständig bleibe, haben nichts von mir zu fürchten; „ich bin ohne Groll und ohne Haß. Nur daß die „Polizei einem meiner Verse einen Sinn gegeben, „den er nicht hatte, das, erkläre ich, ist unverschämt „und gleich unverschämt gegen den König wie gegen „den Dichter. Die Polizei wisse es ein für alle „Male, daß ich keine Stücke mit Anspielungen mache. „Sie lasse sich das gesagt sein."

„Nach dem moralischen und dem politischen „Grunde kommt der literarische. Daß eine Regie„rung aus literarischen Bewegungsgründen ein Stück „verbietet, das ist seltsam, aber es ist wirklich so. „Erinnern Sie sich, wenn es sich ja der Mühe lohnte, „sich einer solchen Sache zu erinnern, daß im Jahr „1829, als die ersten sogenannten romantischen „Werke auf dem Theater erschienen, zur Zeit wo die „französische Komödie Marion de Lorme annahm, „eine von sieben Personen unterzeichnete Bittschrift „dem Könige Karl X. überreicht wurde, worin man „verlangte, daß das Theatre Français ohne Weiteres, „und von wegen des Königs, allen Werken, die man „die neue Schule nannte, verschlossen werden möge. „Karl X. lachte und antwortete mit Geist, daß in „literarischen Angelegenheiten er, wie wir alle, nur „seinen Platz im Parterre habe. Die Bitt„schrift starb an ihrer Lächerlichkeit. Nun wohl,

„meine Herren, heute sind mehrere von den Unter„zeichnern jener Bittschrift Deputirte, einflußreiche „Deputirte der Majorität, die Theil an der Macht „haben und über das Budget stimmen. Um was sie „1829 ängstlich baten, das haben sie, mächtig wie „sie sind, 1832 thun können. Das öffentliche Ge„rücht erzählt wirklich, daß sie es waren, die den „Tag nach der ersten Aufführung in der Deputirten„kammer den Minister angegangen und von ihm er„langt haben, daß unter allen möglichen und mora„lischen und politischen Vorwänden Le roi s'amuse „unterdrückt werden solle. Der Minister, ein schlichter, „unschuldiger, gutmüthiger Mensch, ging in die „Falle .... Es ist merkwürdig! Die Regierung „leihet 1832 der Akademie ihre bewaffnete Macht! „Aristoteles ein Staats=Grundgesetz geworden! De„putirte, welche Karl X. abgesetzt haben, arbeiten in „einem Winkel an der Restauration Boileaus! Wie „armselig!“

Jetzt erinnert sich Victor Hugo, daß er der Regierung gedroht ihr Feind zu werden, und fängt gleich an zu zeigen, daß es ihm mit der Drohung Ernst gewesen. „Doch verhehle ich mir es nicht, „daß die Zeit, in der wir sind, nicht mehr jenen „letzten Jahren der Restauration gleicht, wo der „Widerstand gegen die Anmaßungen der Regierung

„so gepriesen, so aufgemuntert, so volksthümlich war. „Die Ideen von Ruhe und Macht genießen in „diesem Augenblick größere Gunst, als die von Fort„schreiten und Freiheit. Es ist das eine natürliche „Rückwirkung der Revolution von 1830, wo wir „alle unsere Freiheiten im Sturmschritte zum zwei„tenmal genommen haben. Aber diese Rückwirkung „wird nicht lange dauern. Unsere Minister werden „sich eines Tags über das unversöhnliche Gedächtniß „erstaunen, mit welchem selbst diejenigen Menschen, „die jetzt ihre Majorität bilden, ihnen alle die Un„gerechtigkeiten zurückrufen werden, die man heute so „schnell zu vergessen sich den Anschein giebt... Ich „muß es hier sagen, ich habe starke Gründe zu „glauben, daß die Regierung diesen Schlaf des „öffentlichen Geistes benutzen wird, um die Zensur „in aller Form einzuführen, und daß meine Sache „nur ein Vorspiel, eine Vorbereitung, eine Bahn zur „allgemeinen Achtserklärung aller Theater-Freiheiten „ist. Indem sie kein Repressiv-Gesetz gab, indem sie „geflissentlich seit zwei Jahren die Ausschweifungen „der Bühne alle Dämme überschreiten ließ, glaubte „die Regierung in der Meinung aller gesitteten Men„schen, welche jene Ausschweifungen empören mußten, „ein günstiges Vorurtheil für die dramatische Zensur „geschaffen zu haben. Meine Meinung ist, daß sie

„sich betrügt, und daß in Frankreich die Zensur nur „eine verhaßte Gesetzwidrigkeit bleiben wird.“

„Und bemerken Sie, daß in dieser Reihe will„kürlicher Handlungen, die seit einiger Zeit auf ein„ander folgen, die Regierung aller Größe, aller „Offenheit, alles Muthes ermangelt. Dieses schöne, „obzwar noch unvollendete Gebäude, welches die „Juli-Revolution entworfen hat, die Regierung unter„gräbt es langsam, unter der Erde leise, auf krum„men Schleichwegen. Sie faßt uns verrätherisch von „hinten, in einem Augenblicke, wo wir uns dessen „nicht versehen. Sie wagt mein Stück vor der Auf„führung nicht zu zensiren, sie legt den andern Tag „die Hand darauf. Sie macht uns unsere wesent„lichen Freiheiten streitig; sie chikanirt uns in unsern „besterworbenen Gerechtsamen; sie setzt das Gerüste „ihrer Willkür auf einen Haufen alter, wurmstichiger, „abgekommener Gesetze; sie stellt sich, uns unsere „Freiheiten zu rauben, in einem Hinterhalte, in den „Spessart kaiserlicher Dekrete, durch welchen die „Freiheit nie kommt, ohne ausgeplündert zu werden.“ (Victor Hugo sagte: Foret de Bondi; aber ich habe Spessart daraus gemacht, denn ich bin ein guter Patriot. Ich schreibe vaterländische Briefe wie Herr von Gagern in der Allgemeinen Zeitung, und bei mir hat Alles eine deutsche Tendenz).

„Ich sage, unsere Regierung nimmt uns stück=
„weise alle die Rechte und Freiheiten, die wir in
„den vierzig Jahren unserer Revolution erworben
„haben. Ich sage, es kommt der Rechtlichkeit der
„Gerichtshöfe zu, sie auf diesem Wege, der so ver=
„derblich für sie selbst als für uns ist, einzuhalten....
„Bonaparte, als er Consul und Kaiser wurde, wollte
„auch den Despotismus; aber er machte es anders.
„Geradezu und mit einem Schritte trat er hinein.
„Er gebrauchte keine jener erbärmlichen, kleinlichen
„Pfiffe, mit welchen man uns heute, eine nach der
„andern, alle unsere Freiheiten aus der Tasche spielt,
„die alten wie die neuen, die von 1830 wie die
„von 1789. Napoleon war kein Duckmäuser und
„kein Heuchler. Napoleon stahl uns nicht im Schlafe
„unsere Rechte eines nach dem andern, wie man es
„jetzt thut. Napoleon nahm Alles auf einmal, mit
„einem einzigen Griffe, und mit einer einzigen Hand.
„Der Löwe hat nicht die Art des Fuchses."

„Damals, meine Herren, war es groß! Reich,
„Regierung, Verwaltung. — Ganz gewiß war es
„eine Zeit unerträglicher Tyrannei; aber erinnern
„wir uns, daß wir unsere Freiheit in Ruhm reichlich
„bezahlt erhielten. Das Frankreich von damals
„hatte, wie Rom unter Cäsar, eine zugleich unter=
„würfige und stolze Stellung. Es war nicht das

„Frankreich, wie wir es wollen, das freie sich selbst „beherrschende Frankreich; es war Frankreich, Sclave „eines Mannes und Gebieter der Welt."

„Damals, das ist wahr, nahm man uns die „Freiheit; aber man gab uns ein erhabenes Schau=„spiel dafür. Man sagte: an diesem Tage, zu dieser „Stunde werden wir in diese Hauptstadt hineingehen; „und am bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde „zog man dort ein. Man entthronte eine Königs=„familie mit einem Dekrete des Moniteurs. Man „ließ sich alle Arten Könige in seinem Vorzimmer „herumtreiben. Hatte man den Einfall, eine Säule „aufzurichten, ließ man vom Kaiser von Oesterreich „das Metall dazu liefern. Man regelte, ich gestehe „es, etwas eigenmächtig die Verhältnisse der fran=„zösischen Schauspieler; aber die Verordnung war „von Moskow datirt. Man nahm uns alle unsere „Freiheiten, sage ich; man hatte ein Zensur=Büreau, „man zerstampfte unsere Bücher, man strich unsere „Stücke von dem Anschlagezettel; aber auf alle unsere „Klagen konnte man uns mit einem einzigen Worte „prächtige Antworten geben, man konnte uns ant=„worten: Marengo! Jena! Austerlitz!"

„Damals, ich wiederhole es, war es groß; heute „ist es klein. Wie damals gehen wir der Willkür „entgegen, aber wir sind keine Kolossen mehr. Unsere

„Regierung ist keine solche, die uns über den Verlust unserer Freiheit zu trösten versteht. Betrifft „es die Kunst — wir entstellen die Tuilerien; betrifft es den Ruhm — wir lassen Polen untergehen. Doch hindert das unsere kleinen Staatsmänner nicht, die Freiheit zu behandeln, als wenn „sie wie Despoten gewachsen wären; Frankreich unter „ihre Füße zu stellen, als hätten sie Schultern die „Welt zu tragen. Wenn das noch wenige Zeit so „fortgeht, wenn die vorgeschlagenen Gesetze angenommen werden, wird der Raub aller unserer „Freiheiten vollendet werden. Heute läßt man mir „von einem Zensor die Freiheit des Dichters nehmen, „morgen wird man mir durch Gensdarmen die Freiheit des Bürgers nehmen lassen. Heute verbannt „man mich vom Theater, morgen wird man mich „aus dem Lande verbannen. Heute knebelt man „mich, morgen wird man mich deportiren; heute der „Belagerungs-Zustand in der Literatur, morgen in „der Stadt. Von Freiheit, Garantien, Charte, „öffentlichem Rechte kein Wort mehr; nichts da. „Wenn nicht die Regierung, von ihrem eignen Interesse besser berathen, auf diesem Abhange einhält, „während es noch Zeit ist, werden wir sehr bald „allen Despotismus von 1807 haben, und ohne den

„Ruhm. Wir werden das Kaiserreich haben ohne „Kaiser."

„Noch zwei Worte, meine Herren, und möchten „sie Ihnen, wenn Sie berathschlagen, gegenwärtig „sein. In diesem Jahrhunderte gab es nur einen „großen Menschen, Napoleon, und eine große Sache, „die Freiheit. Wir haben den großen Menschen „nicht mehr, suchen wir wenigstens die große Sache „zu behalten!"

Sprach's! wie Voß im Homer zu sagen pflegt. Das Urtheil wird erst in vierzehn Tagen gesprochen... Da fällt mir ein, daß ich Etwas vergessen, das schön ist. Das Gesetz, aus welchem der Minister sein Recht, ein Stück zu verbieten, herleitet, stammt aus der Schreckenszeit der Republik und wurde im Jahre 1793 gegeben. Darin heißt es wörtlich: Die Theater sollten wöchentlich dreimal Brutus, Wilhelm Tell, Timoleon und überhaupt nur republikanische Stücke aufführen, aber jedes Drama von der Bühne entfernt halten, das geeignet ist, den öffentlichen Geist zu verderben und den schmählichen Aberglauben des Königthums wieder aufzuwecken. Wozu sich doch der Teufel nicht alle brauchen läßt — sogar zum Engel! Merkwürdig!

Ein und neunzigster Brief.

Paris, Montag, den 24. December 1832.

— — — Heute Nachmittag verkündete der Donner der Kanonen die Uebergabe von Antwerpen. Ich sage: der Donner, weil das so üblich ist; gehört habe ich nichts davon. Auf der Straße wurde der Sieg für zwei Sous ausgerufen; aber ich kaufte ihn nicht, sondern ging nach Hause, um mit Ihnen zu überlegen, ob die Einnahme von Antwerpen zwei Sous werth sei. Wer weiß! Was mag der König Philipp froh sein, daß der Theater-Vorhang endlich gefallen ist, was mag er Furcht vor seinem eigenen Muthe gehabt haben! Welche artigen, höflichen Briefe mag er heute an alle Tyrannen Europa's geschrieben und sie um Verzeihung gebeten haben für die sehr große Freiheit, die er sich genommen, eine Cidatelle zu erobern! Das war wieder ein ächt monarchischer Krieg, eine Schachparthie, wo sich

Bauern für den König schlugen. Zu vertheidigen war Antwerpen gar nicht, nicht mit aller Tapferkeit; der König von Holland wollte seine Ehre retten. Die Ehre eines Königs erhält sich nur im Blute — das ist bekannt. Es ist mir als wenn ich dabei wäre: der Marschall Gerard wird den General Chassé zu Tische bitten und da werden sie sich wechselseitig die artigsten, schönsten Dinge von der Welt sagen; dem Einen für seine heldenmüthige Vertheidigung, dem Andern für seinen heldenmüthigen Angriff. Es wird viel gelacht und Champagner getrunken, und vor der Thüre spielt die Regimentsmusik. Unterdessen jammern die holländischen und französischen Verwundeten in den Spitälern, unterdessen jammern ihre Mütter, Weiber und Bräute. Der Herzog von Orleans zieht triumphirend in Paris ein, Marschall Gerard wird belohnt, und die Gebliebenen bekommen den Orden des heiligen Grabes. Warum? Lesen Sie in den Spaziergängen eines Wiener Poeten das herrliche Gedicht: Warum? „Von dem possirlich „kleinen Männlein, das sich auf der Sprache „garbenreichem, unermessenem Erntefeld „ein einziges goldnes Körnlein liebend „auserwählt, das Männerwort: Warum?“ Ich bin selbst solch' ein possirlich kleines Männlein: wenn man mir den Kopf herunterschlüge, er murmelte

immer fort: warum? — Doch wer weiß! die heilige Allianz hat den französischen Löwen wieder einmal brüllen hören, und ist er auch noch in ihrem Käfig, so erinnert sie das doch, daß es ein Löwe sei und keine Katze. Vielleicht erschrickt sie darüber, vielleicht bekommt sie größere Furcht vor Frankreich als vor Hambach und fängt Krieg an, und dann ist uns geholfen. Ich bin so hoffnungslos, daß alles mir Hoffnung giebt. Ich habe manchmal Mitleid mit mir selber und komme mir vor wie jener schwedische Soldat, der das Rauchen so leidenschaftlich liebte, daß, als ihm einst im Kriege der Tabak mangelte, er an einem angezündeten Strohhalm dampfte. Ein bischen Strohrauch wird mir zur Wolke, jede Wolke zum Himmel, und von jedem Himmel hole ich die Freiheit herab. Und welche Freiheit! Es ist so wenig was ich fordere. Ich verlange nichts als Hosen, für mich und meine deutschen Kameraden, und daß uns nicht jedes alte Weib von Regierung soll immerfort dutzen dürfen. Mein einziger Ehrgeiz ist, Deutschlands Oedip zu werden, der es von der Augsburger Sphinx befreit, die mich noch zu Tode ärgert. Sie ist schuld an meinen Zahnschmerzen. Täglich bringt der Berliner Correspondent eine diplomatische Nuß zum Aufknacken; ich nehme sie in den Mund, beiße zu mit allen Kräften der Zähne — und die Nuß ist

hohl, zerbricht wie Eierschalen, meine Zähne knirschen unvermuthet aufeinander und meine erschrockenen Nerven zittern von den Zehen bis zu den Haaren. Und das muß man sich gefallen lassen, muß schweigend zusehen, wie dieser Berliner Affe die Zunge gegen die französische Regierung und das deutsche Volk herausstreckt, und darf ihm nicht auf das Maul schlagen!

Zwei und neunzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 30. December 1832.

Louis Philipp, der gute Friedensrichter, hat seine Gerichtsdiener, nachdem sie jetzt den König von Holland ausgepfändet, gleich wieder aus Belgien zurückgerufen. Ich fange an zu glauben, der Mann ist ein Philister. Es wäre merkwürdig! Ist er kein Bösewicht, oder ist er nicht wahnsinnig, ist er ein Philister. Seine königlichen Vorfahren, durch viele Jahrhunderte, waren der Reihe nach einige groß, die meisten klein; manchmal gut, öfter schlecht; viele leer, die meisten unmäßig. Aber so glatt gestrichen, wie ein Scheffel Hafer, gleich diesem Louis Philipp, war noch kein französischer König. Die Andern hatten ihre Leidenschaften, sie hatten ihre Krankheiten; aber diese Leidenschaft der Ruhe, dieses Ordnungsfieber hatte keiner von ihnen. O Gott! mußte ich das noch erleben, daß die Könige Hofräthe

werden! Und seine Dintenlecker, seine besoldeten Redner und Zeitungsschreiber, was sie ihm Hymnen singen! So wurde nicht Achilles und Hektor, nicht Alexander, nicht Cäsar, nicht Napoleon besungen. Sie sagen: vor Antwerpen sei ein Krieg geführt worden, wie noch keiner. Die Franzosen hätten nicht für die Freiheit gekämpft, wie unter der Republik, nicht für den Ruhm, wie unter Napoleon, sondern für die Gesetze hätten sie gekämpft, es sei ein legaler Heroismus gewesen. Für die Gesetze wären Frankreichs Heldensöhne drei Wochen lang zwei Fuß tief im Wasser gestanden und hätten sich beregnen und niederschmettern lassen, und hätten dabei ihren fröhlichen Muth behalten; nicht aber die Marseillaise gesungen, wie die revolutionären Blätter gelogen, sondern die guten Kinder hätten gerufen: vive le roi, vive la loi! . . . Und darum jene drei heißen Julitage, und darum kam uns die Sonne um drei Erdfernen näher, um zwei armselige Könige, einen Regenten und einen Herzog auszubrüten! Einen Braunschweiger Herzog, der kürzlich auf jeden falschen Zahn seiner Unterthanen eine Abgabe von zwei Thaler gelegt hat, vierundsechzig Thaler für einen ganz falschen Mund! (Wenn dieser gute Herzog viele Beamten und Höflinge hat, muß er ein reicher Fürst werden.) Und darum dieses dreitägige

Fest, welches die Götter selbst mit ihrer Gegenwart beehrten, um den Namenswechsel einiger Tyrannen zu feiern! Und darum verschleuderte Jupiter in drei Tagen alle seine Blitze, um ein frommer Jurist zu werden und Götter und Menschen ferner durch Conferenzen und Protokolle zu beherrschen! Was ist da zu machen? Ich will mir einen Haarbeutel anhängen und mich von dem Fürsten von Sigmaringen zum Legationsrath ernennen lassen.

Ein deutscher Esel in London hat in einem englischen Journale von meinen Briefen gesprochen; ein deutscher Esel in Leipzig hat das im literarischen Conversationsblatt übersetzt und ein deutscher Esel in Paris hat mir den Artikel zu lesen gegeben und darauf geschworen, ein Engländer habe das gemacht. Ein Engländer soll gesagt haben: „Wir lieben eine vernünftige Preßfreiheit!“ Ein Engländer soll durch vier Seiten von Jude gesprochen und gesagt haben: ich sei „eingestandenermaßen“ ein Jude! Eingestandenermaßen — wie gefällt Ihnen das? Ein Engländer habe gesagt: das Ganze habe eine Satyre sein sollen auf das Reden und Treiben der Liberalen! Ein Engländer: ich sei ein kalter Mensch, ohne allen Enthusiasmus, und man höre es mir an, daß mir Alles gleich wäre, so oder so! Dieses Lumpengesindel ist nur zu Löschpapier zu gebrauchen; aber

sie drucken ihr Bestes darauf und nennen es *gutes weißes Druckpapier*. Sie verstehen das nicht, Sie haben nicht den Witz davon; aber wüßten Sie, was das heißt: *gutes weißes Druckpapier*, das gäbe Ihnen ein lebhafteres Bild von unserm öffentlichen Leben. O das Vieh — *eingestandenermaßen*!

Vorigen Sommer unternahmen einige Deutsche in London ein freisinniges Blatt in deutscher Sprache. Als dort der österreichische und der preußische Gesandte das erfuhren, ließen sie von einem ihrer vertrauten Gesellen ein ähnliches Blatt ankündigen, das sie verschenkten oder wohlfeil weggaben, um das andere zu unterdrücken. Ihre Absicht gelang ihnen auch. Wenn man Patriotismus, Muth und Beharrlichkeit genug hätte, mich hier in Paris bei solch' einem wohlthätigen Unternehmen zu unterstützen, nicht dem ganzen diplomatischen Korps, den Nunzius an der Spitze, sollte es gelingen, mich niederzudrücken, zu schrecken oder zu bestechen. Aber .... aber .... *gutes weißes Druckpapier*!

Montag, den 31. December.

Ein neues Journal auf das kommende Jahr, das heißt auf Morgen angekündigt. L'Europe littéraire, Journal de la Littérature nationale et étrangère. Das einzige Interessante bei der Sache ist, daß Heine die Redaktion der deutschen Literatur übernommen, alles Uebrige, fürchte ich, ist Wind und wird zu Wasser werden wie jeder Wind. Die Natur mag es mir verzeihen, wenn ich ihr Unrecht thue, ich weiß wahrhaftig nicht gewiß, ob jeder Wind zu Wasser wird; aber es steht einmal da. Die Ankündigung des Journals liegt vor mir: Prospectus confidentiel imprimé pour MM. les fondateurs et les redacteurs de l'Europe littéraire. Ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen, und Sie sollen Alles erfahren.

„Pour nous faire l'écho fidèle des littératures et des arts de tous les peuples, et arriver ainsi à cette universalité qui sera le but constant de nos efforts, nous avons dû nouer d'immenses relations, non seulement avec les académies et les corps savants de nos provinces et des diverses capitales de l'Europe, qui représentent les centres d'autant de cercles partiels, mais encore nous mettre en rapport

direct avec tous les comités littéraires et artistes du monde civilisé. Nous devons dire qu'en France, comme à l'étranger, tous les noms célèbres dans la littérature, la philosophie et les diverses branches de l'art, ont accueilli notre projet avec le même enthousiasme, et qu'ils ont promis de contribuer de leurs travaux et de leurs noms au succès de cette grande et utile entreprise." Das ist alles Wind! Was wenigstens die berühmten deutschen Literatoren betrifft, so ist nicht möglich, daß sie versprochen haben, an dem neuen Journale mitzuarbeiten, oder der Hofrath Rousseau in Frankfurt müßte ein Lügner sein, was auch nicht möglich ist. Dieser hat ja kürzlich erst bekannt gemacht, „daß die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands" sich verpflichtet hätten, in sein Frankfurter Conversations-Blatt zu schreiben; und um ein Journal, das der Hofrath Rousseau redigirt, interessant zu machen, das allein könnte schon alle Kraft und Zeit einiger Dutzend Voltaires beschäftigen. Was bliebe ihnen für Paris übrig? Also gelogen. Weil ich gerade von ihm spreche — neulich erzählte mir Jemand: in einem neuen Bande liri-liri-lirili-lyrischer Gedichte von Rousseau stehe auch eine Ode an den berühmten Pfeilschifter, worin diesem gesungen wird,

er habe wie ein mächtiger Sturmwind alle Demagogen, gleich welken Blättern, vor sich hergetrieben. Wenn Sie mich lieb haben, wenn Sie mich erquicken wollen, schicken Sie mir das Gedicht.

Jetzt das Wasser. „La politique sera complètement exclue de l'Europe littéraire. Notre feuille, ainsi concentrée dans le domaine de l'art, restera toujours placée en dehors des passions du moment: elle formera, pour ainsi dire, un territoire neutre, où pourroient demeurer et vivre en paix tous les partis et toutes les opinions. Le premier avantage, qui résultera pour notre recueil de cette exclusion totale de la politique, c'est qu'il pourra franchir toutes les frontières, et trouver auprès de tous les gouvernemens la protection et l'appui nécessaires au succès universel qu'il a l'ambition d'obtenir. Déjà des hauts patronages sont assurés à l'Europe littéraire. Nous avons l'espoir de rencontrer partout cette même bienveillance qui ne manqua jamais aux publicatious dont l'art et le progrès furent le but unique et special“.... Ich muß in der Mitte aufhören, um zu horchen; es ist zehn Minuten vor Mitternacht.

Hoch! Hoch! Hoch!

———

Dienstag, den 1. Januar 1833.

Ich kehre zum französisch-europäisch-literarischen Winde zurück. Der Herausgeber des neuen Journals schrieb früher den Figaro mit viel Geist und Witz. Unter der Regierung Casimir Perriers zog er sich mit seinem Witze, seinem Gelde und seiner Tugend zurück und hing, wie man zu sagen pflegt, die Politik an den Nagel; das haben schon Viele gethan; es ist eine gefahrlose Inokulation des Galgens. Seitdem lebt er von seinen Renten. Die Moral eines Schriftstellers hat in Frankreich große Fortschritte gemacht. Der ärgste Schelm, wenn er sein Gewerbe versteht, kann mit dem Code moral in der Hand sich vor die himmlischen Assisen stellen und Gott und seine Engel keck herausfordern, ihm den Paragraphen zu nennen, den er übertreten. Ein deutscher Journalist verkauft sein Gewissen, ein französischer verkauft seine Aktien. So kommt das Journal in andere Hände, und man braucht die eignen nicht zu beschmutzen. Ein deutscher Journalist stellt sich an den Pranger, ein französischer begnügt sich, ihn zu verdienen. Der Unternehmer der Europe littéraire, der die Gefahren der Tugend einmal kennen gelernt, meidet sie ängstlich und, um nicht zum zweitenmale in Versuchung zu kommen,

seine Aktien zu verkaufen, nahm er sich lieber vor, das neue Journal von aller Politik rein zu halten. Daher hat er auch hauts patronages gefunden, nämlich eine große Menge Aristokraten und Juste-Milianer, die das Unternehmen mit Geld unterstützen. Sie sind hier wie bei uns, es ist gar kein Unterschied. Sie glauben auch, es sei möglich, dem Geiste der Zeit eine andere Richtung zu geben, und wenn man die Aesthetik gut bezahlt, werde die ungereimte Politik zu Grunde gehen. Sie sehen nicht ein, daß es ihnen an Verstand mangelt, sie glauben nur, es mangle ihnen an Geld. Sie begreifen nicht, daß es ihnen an Kopf fehlt, sie meinen, es fehlen ihnen nur die Köpfe Anderer — zum Abschlagen. Käme ich morgen zu dem ersten Minister jedes Staates auf dem europäischen Festlande und brächte ihm tausend Million Dukaten und einen ausführbaren Plan, hunderttausend unruhige Köpfe nach beliebiger Auswahl herunter zu schlagen — er bestellte mich auf übermorgen wieder und verspräche mir bis dahin die gute alte Zeit wieder herzustellen. Ich glaube, ihr Irren kommt daher, daß sie die Geschichte nicht kennen oder nicht verstanden haben; die Welt wurde immer von einer Idee beherrscht, und Völker wie ihre Regierungen mußten sich ihr unterwerfen. Zwischen einer und der andern Idee kam aber immer ein Jahr-

hundert des Stillstandes; da schlief die Menschheit. Diese Zeit des Schlafes benutzten die Machthaber, um die Völker zu unterjochen. Diese erwachten und da gab es Revolutionen — da war erst das Christenthum, dann die Völkerwanderung, dann kamen die Kreuzzüge, darauf die Rückkehr der Künste und Wissenschaften nach Europa, dann folgte die Reformation, endlich die Idee der Freiheit. Zwischen dem Frieden, der die Religionsstreitigkeiten endigte, und der französischen Revolution war ein Jahrhundert des Schlafes, und während dieser Zeit bildete sich das ministerielle Regieren aus, das früher gar nicht Statt fand. Die Menschheit erwachte endlich und ihr neues Tagewerk war die Idee der Freiheit, für die Machthaber die gefährlichste unter allen; denn die Freiheit ist eigentlich keine Idee, sondern nur die Möglichkeit, jede beliebige Idee zu fassen, zu verfolgen und festzuhalten. Man kann eine Idee durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht. Wenn die Fürsten ihren Völkern sagen: wir geben euch Friede, Ordnung, Religion, Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Reichthum für die Freiheit — antworteten die Völker: Freiheit ist das alle zugleich; wozu sie wechseln lassen, wozu uns mit der Scheidemünze unseres Glücks beschleppen? Es ist also da gar nichts zu machen und die Europe littéraire wird die

Welt nicht ändern. Uebrigens erscheint sie viermal wöchentlich in groß Folio „sur papier grand-raisin vélin, satiné.“ Das würde man bei uns ein Prachtwerk nennen, ein deutsches Nationalwerk. Davon würden nur 36 Exemplare abgezogen für unsere 36 Fürsten, die andern aber bekämen das Journal *auf gutem weißem Druckpapier*.

Heute Vormittag habe ich im magnetischen Schlafe die Postzeitung von diesem Morgen gelesen. Auf der ersten Seite steht ein Neujahrsgedicht, von *Glaube, Liebe* und *Hoffnung*. Glaube ist *Friedrich Wilhelm*, Liebe ist *Franz*, und Hoffnung ist *Nikolas*. Habe ich recht gelesen? Später ward es mir etwas dunkel und ich konnte nicht unterscheiden, ob „*Jakob hatte sieben Söhne*“ darin steht.

Mittwoch, den 2. Januar.

Sie sind klug. Sie geben mir auf Neujahr ein Trinkgeld und ziehen mir es dann an meinem Lohne wieder ab. Warum habe ich heute keinen Brief von Ihnen? Ist das recht? Ist das schön?

Drei und neunzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 2. Januar 1833.

Ihr Päckchen wurde mir gestern gebracht: die Didaskalia, die Xenien, der Tabak, das Büchlein von Göthe und der falsche Liberalismus. Den letztern habe ich jetzt zweimal. Es entgeht Keiner seinem Schicksale: ich und der Krug, wir waren bestimmt: er, von mir gelesen zu werden, ich, ihn zu lesen. Erst vor wenig Tagen kaufte ich ihn für dreißig Sous, weil man mir gesagt, daß ich darin stände. Ich las die Stelle, die mich betrifft, welche mich meine Neugierde leicht finden ließ, und dann wollte ich die Schrift von vorn lesen. Aber beim Aufschneiden der Blätter fand ich: „Die Servilen wollen sehr viel, aber die Liberalen wollen lieber Alles" — und das sei das Witzigste, was je aus einem deutschen Munde gekommen und könne sich mit dem besten französischen Calembourg messen. Dann kam

unter meinem Messer hervor: „Ebendeshalb.“ Da verlor ich die Geduld. Was soll ich mit so einer alten Köchin machen? Was kann ich mit einem Hofrathe anfangen, der „Ebendeshalb“ schreibt? Ebendeshalb warf ich das Buch in meinen Papierkorb. Da Sie mir es aber auch geschickt, erkenne ich darin den Finger Gottes. Ich werde es lesen und Ihnen dann meine Meinung darüber sagen. Dieser Krug ist Professor in Leipzig und hat nach der polnischen Revolution, weil er gegen die Polen geschrieben — ich weiß nicht, ob Prügel bekommen, oder Prügel verdient, oder Prügel gefürchtet. Aber eins von diesen drei Dingen hat sich ereignet. Er ist einer der breitesten Köpfe Deutschlands. Die schöne Welt hält ihn für einen großen Philosophen, weil er so langweilig ist, und die Philosophen halten ihn für einen schönen Geist, weil er so seicht ist. Ich aber halte ihn weder für das eine, noch für das andere, sondern für einen Lump. Er schreibt über Alles, was geschieht, ganz jämmerlich, und wenn ich die Geschichte wäre, wollte ich lieber gar keine Geschäfte machen, als solch einen Buchhalter haben. Er ist ein literarischer armer Teufel, der sich jeden Tag vor der Thüre des Welttheaters hinstellt und so oft ein Stück aus ist, die Hand aufhält und bettelt. Kurz, er ist ein Ebendeshalb und ein Hofrath.

Wozu Sie mir die fünf Blätter Didaskalia geschickt, begreife ich auch nicht recht. Ich glaube, Sie wollen mich ärgern. Da ist zuerst: Lionell und Arabella, (Fortsetzung): „Arabella schauderte „bei diesen Worten in sich zusammen und drängte „sich näher an den Mann ihrer Liebe, als suche sie „Schutz bei ihm vor unsichtbarer Gefahr. Er schloß „sie fest an sich, legte ihr niedergesunkenes Haupt „an seine Brust und sprach feierlich: Weib meines „Herzens!“ Weib meines Herzens! — um auch feierlich zu sprechen — was kommen Sie mir mit solchen Sachen? . . . Ferner: Predigt über einen Rosenstock, (Schluß). „Wie viele Küsse „würde man z. B. um so manche meiner schönen „Zuhörerinnen finden?“ Davon verstehe ich nicht einmal die Grammatik . . . Weiter: Sitzung des Assisenhofs in Mainz, (Schluß). „Am 29. „März steckt er ein Messer in seine Hosentasche“ . . . Unterhaltungen auf dem Marktschiffe zwischen Frankfurt und Mainz, (Fortsetzung). „Hinter mir saß ein Mägdlein“ . . . . Dresden, den 25. November. „Die erfreuliche Nachricht „von der Vermählung unseres Mitregenten mit einer „Prinzessin aus dem Hause Wittelsbach ist nun hier „für Niemanden ein Geheimniß mehr. Es ist zu „hoffen, daß diese neue Verbindung zwischen zwei

„bereits verschwägerten Familien auch segensreich für „die beiden Länder wirken werde.“ Ich gratulire und hoffe auch. —

Bitte sehr um Verzeihung. Da finde ich endlich den Artikel, den Sie mit einem Kreuzchen bezeichnet, den „Aufruf an die Germanier“ des Herrn von Hallberg. Sie hätten aber ein großes Kreuz davor setzen sollen. Danke für den guten Willen; doch ich habe den Artikel schon vor drei Wochen gelesen, ihn gerupft und gebraten wie eine Gans und ihn ganz allein verzehrt, ohne Sie zu Gaste zu bitten. Es thut mir leid, aber es ist nichts mehr davon übrig als ein Stückchen Erinnerung. Dieser Freiherr von Hallberg auf der Birkeneck bei Freising, auch unter dem Namen „Eremit von Gauding“ bekannt, mag ein ehrlicher Mann sein, der es gut meint; aber irgend ein Hof-Federfuchser, der vielleicht an dem Tage gerade bei ihm schmarotzt, hat ihm wohl den Aufruf in die Feder diktirt. Griechenland solle das baierische Algier werden! Dahin kann es freilich noch kommen. Die Geschichte der Deutschen „blieb leer seit siebzehn „Jahren, bis ein großer, hochherziger König „das alte unterdrückte Volk der Griechen in Schutz „nahm, und ihm seinen Sohn als König gab.“ Schön gesagt! (Ich bin schläfrig, 11 Uhr). Die

Deutschen sollen nicht nach Amerika gehen, dort Knechte zu werden; sondern nach Griechenland, um dort unter baierisch-russischer Regentschaft freie Männer zu sein. Da wären die besten Früchte, Wein, schöne Mädchen, „da könnt Ihr Euren Muth zeigen.“ Gute Nacht.

Freitag, den 4. Januar.

Ich habe die Xenien gelesen und habe mich sehr daran ergötzt. Die Hauptsache ist jetzt, die schläfrigen Deutschen wach zu erhalten, sei es durch Kaffee oder Schnupftabak, sei es durch Singen oder Schreien — gleichviel; nur daß sie nicht einschlafen. Schlafend durch die pontinischen Sümpfe zu reisen, soll lebensgefährlich sein. Viele Xenien haben mir ungemein gut gefallen, besonders die über mich — versteht sich. Grob sind sie freilich alle, grobianissimo. Aber was liegt daran, wie eine Katze die Mäuse abthut, wenn wir sie dadurch los werden? Auch hat ja der Dichter sehr gut erklärt, warum die Grazien ausgeblieben. Aber seine hebräischen Späße sind entsetzlich einfältig. Das war wohl die Vermögenssteuer des Frankfurter Bürgers, und der Mann hat sich aus Eitelkeit für dümmer angegeben als er ist. Er mag sich hüten, daß Heine nicht über ihn kommt, er mag seine Nachtmütze nur recht tief über die Augen herunterziehen. Erinnern Sie sich:

Gefährlicher Bund?

Schmul und Heyum, sie schreiben als deutsche Männer für Freiheit,
Kommt noch der Itzig dazu, stürzen die Fürsten vom Thron.

Nun, warum nicht? Wenn ein Jude stark genug ist, die wankenden Fürsten auf ihren wankenden Thronen zu halten, warum sollten drei Juden nicht Macht genug haben, sie herunter zu stürzen? Auch Christus war ein Jude, und er hat die Götter aus dem Olymp gestürzt, und das war doch eine ganz andere Fürstenschaft als die der heiligen Allianz und des hohen deutschen Bundes! Wo ist jetzt Jupiter mit seinen Blitzen? Vor unserm Spotte schützt ihn nur unser Vergessen — und das hat ein Jude gethan! — Ich glaube, der Schmul bin ich, und der Heyum wird wohl Heine sein; aber wo bleibt der Itzig? Itzig! Itzig! Itzig! Itzig! . . . . Es giebt aber doch nichts Dümmeres als so ein deutscher Philister, besonders wenn er ein Gelehrter ist. Sie kennen mich, ich kenne die Andern — nicht Einer unter uns dachte je an den Juden; nie, so oft wir die Dummköpfe und Philister züchtigten, kam es uns in den Sinn, daß es die nämliche Peitsche sei, mit der sie selbst uns einst geschlagen! Und jetzt kommen sie und erinnern daran, und bringen uns täglich die schönsten Schadenfreuden in das Haus! So dumm zu sein — ich verliere mich darin.

Samstag, den 5. Januar.

Am Neujahrstage — o! Man könnte den Verstand darüber verlieren. Die Juli-Revolution, ein Zorn-Vulkan, von dem Himmel selbst geladen, damit die Könige zu schrecken und zu strafen, ist ein wasserspeiender Berg geworden, den Völkern zum Verdrusse und den Fürsten zum Gespötte! Ich fürchte, daß ich aus Verzweiflung noch ein Dichter werde und mich blamire. Am Neujahrstage, diesem monarchischen Erndtefeste überall wo Land und Gut des Volks das Landgut des Fürsten bilden, haben Philipps Knechte die schweren Garben Frankreichs, sein Glück und seinen Ruhm, seine Tugend und seine Ehre, seine Rosen und seine Lorbeeren — haben das duftende Heu der dürren Rednerblumen ihm auf Wagen jauchzend in den Hof gefahren. Feld und Wiese, alles dem König; wer nicht sein Kind ist, ist sein Knecht. Man schämt sich, ein Mensch zu sein. Wer weiß, ob nicht das Pferd in edlem Zorne seinem Reiter flucht; nur verstehen wir sein Wiehern nicht. Aber das gezäumte Menschenvolk küßt die Sporen seines Reiters. Sie haben den König Vater des Vaterlandes genannt: diesen Findelkönig vom Greve-Platze! Das französische

Heer in Belgien wurde glücklich gepriesen, von zwei königlichen Prinzen Beispiele der Tapferkeit zur Nachahmung zu erhalten. Die grauen Helden von Marengo wurden in die Kriegsschule zweier Milchsuppen-Gesichter gegeben! Sie haben dem König gesagt: er hätte die Cholera besiegt, vor seiner Barmherzigkeit hätte sich die unbarmherzige Vorsehung geflüchtet. — Sie haben ihn vergöttert, daß er im Juni seine Feinde niedergeschlagen, und mehr als jede andere Schmeichelei hat König Louis Philipp diese mit Wollust eingeschlürft. Er hat geprahlt und gespottet: Die Republik wäre erbleicht vor seinem Sterne. Es war ein Bürgerkrieg, Bürgerblut war geflossen; ein König sollte das vergessen, oder kann er es nicht vor Schmerz, einen Trauerflor über seine Erinnerung hängen. Aber dieser König rühmt sich seines Sieges und jubelt darüber wie ein Schneider, der einmal Muth gehabt aus Furcht. Der Schmerz und die Verachtung der edelsten Franzosen kümmert ihn nicht, ihm lächelt der Beifall seiner Brüder in Wien, Berlin und Petersburg. Und in der Mitte, nicht, wie seine Schmeichler sagten, an der Spitze von vierzigtausend Soldaten ist er gegen dreihundert Republikaner gezogen, die sich wie Helden vertheidigt.

Frankreich hat das Scharlachfieber; Blutegel rund am Halse, Purpur über den ganzen Leib und

zum Königsmantel muß es sich die Haut abziehen. Der alte Riese mit einer Kinderkrankheit! Schamrother Purpur! Herr Hofrath Frankreich! Herr, deine Hand liegt schwer auf deinem Knechte; aber ich will es für meine Sünden in Demuth tragen.

Vier und neunzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 6. Januar 1833.

Ueber Frankfurt habe ich merkwürdige Dinge erfahren, theils aus guten gedruckten Quellen, theils aus den mündlichen Berichten eines sehr glaubwürdigen Reisenden. Von meiner theuren Gesandtschaft dort erfahre ich nie das Geringste; wenn diese dinirt hat, denkt sie, sie habe auch genug repräsentirt und eine geheime Schublade ist ihr heilig. Das soll aber anders werden. Erstens habe ich aus dem Theater-Repertoire für den Monat December, das in der Didaskalia steht, ersehen, wie in Zeit von wenigen Tagen vier verschiedene Stücke von Shakespeare aufgeführt worden sind; und nicht etwa der alte Hamlet mit seinem ewigen Sein oder Nichtsein, sondern die zwei Heinriche, Richard, Lear. Das ist ja zum Erstaunen, das hat sich ja sehr zum Guten geändert. Waren Sie denn nie bei einer solchen Aufführung?

wie wird gespielt? wie der junge Heinrich, wie Fallstaff? In der That, ich freue mich darüber um Frankfurts willen. Ich bin der Meinung, daß man durch das Schauspiel auf den öffentlichen Geist einwirken könne, so abgestumpft man auch gegen solche Reizmittel sein mag. Ein guter Bürger, der aus einem Stücke von Shakespeare kommt, kann noch den nämlichen Abend seinen besten Freund todtstechen, aber ihn todt langweilen, das kann er nicht.

Ferner wurde mir erzählt, man habe mehrere ausgezeichnete Juden zu Mitgliedern des Museums aufgenommen und allen ohne Unterschied erlaubt, Aecker zu kaufen und Landwirthschaft zu treiben. Sehen Sie, mein eignes Feld, das ich seit fünfzehn Jahren im Schweiße meines Angesichts bebaue, fängt an grün zu werden. Man muß nur die Geduld nicht verlieren; die geistige Erdkugel dreht sich alle Jahrhundert nur einmal um die Sonne. Aber Geduld! Ich habe schon oft daran gedacht, ob nicht möglich wäre, wie Geldanleihen, Geduldanleihen zu machen, und so wie die Fürsten durch Rothschild sich die Abgaben der Urenkel ihrer Unterthanen ein Jahrhundert voraus bezahlen lassen, uns auch die Geduld, die unsern Enkeln zufallen wird, voraus zu nehmen. Das letztere wäre unschädlicher als das

erstere ist; denn unsere Urenkel werden keine Geduld brauchen. Im Gegentheile, alsdann werden die sie brauchen, gegen die wir sie jetzt brauchen. Uebrigens bleibt es immer schön, was die Direktoren des Museums und der gesetzgebende Körper gethan haben. Zugleich hoffe ich aber, daß sie bei ihren Reformen mit weiser Vorsicht zu Werke gehen werden. Sie haben wegen der Juden schöne Beschlüsse gefaßt; das möge aber hinreichen für gegenwärtiges Jahrhundert, die Ausführung bleibe dem kommenden vorbehalten. Sie mögen beherzigen, was der Kaiser von Oesterreich kürzlich in der Rede gesagt, mit welcher er den ungarischen Landtag eröffnete. Er sagte nämlich: „Schwierig sind die Geschäfte, zu „deren Verhandlungen wir Euch diesmal berufen „haben; sie übertreffen weit alle die Gegenstände, „worüber während der vierzigjährigen Dauer meiner „Regierung auf Reichstagen zu berathen war . . . „Unsere Väter haben durch das, was sie im 91. „Jahre des vorigen Jahrhunderts be„schlossen, ihre Sorgfalt bereits auf diesen Gegen„stand gewendet, die Art und Weise der Aus„führung aber, welche reichlichen Stoff sich um „das Vaterland verdient zu machen darbietet, uns „ganz überlassen.“ Und jetzt fordert der Kaiser

seine getreuen Stände auf, bei diesen Verhandlungen langsam und vorsichtig zu Werke zu gehen, und den gefährlichen Reizen der Neuerungen zu widerstehen. Wenn nun der Kaiser von Oesterreich sogar einen reichlichen Stoff, sich um das Vaterland verdient zu machen, vierzig Jahre geschont hat, wie viel nöthiger ist es, daß die Regierung des kleinen Frankfurts einen so ärmlichen Stoff als die Verbesserung des Zustandes der Juden ist, nicht zu früh angreife, sondern durch Aufhäufung der Zinsen das Kapital wachsen lasse, damit der Stoff, sich um das Vaterland verdient zu machen, nach vierzig Jahren auch reich werde.

Ihnen aber gebe ich jetzt drei Aufträge und einen zwar freundschaftlichen aber ernst gemeinten Rath. Erstens, gehen Sie in das Theater und sehen Sie wie Richard hinkt. Zweitens, gehen Sie in das Museum und geben Acht, ob nicht die g-moll-Symphonie von Mozart, aus Verdruß daß sie Juden mit anhören, in das Dur überspringt. Drittens, lassen Sie auf dem Römer Erkundigungen einziehen, ob man die Aecker der Juden in dem Grund-Lagerbuche unter der Rubrik Aecker jüdischer Nation einschreibe. Mein Rath ist: berichten Sie mir künftig besser, sonst werden Sie zurückberufen; dann giebt es Kriegsfurcht, die Papiere fallen und die

Handels-Kammerdiener erheben ein Jammergeschrei, daß alle Milch davon gerinnt.

Haben Sie „die Thronrede“ des Großherzogs von Darmstadt gelesen? Schlafen Sie recht wohl.

Montag, den 7. Januar.

Von Chateaubriand ist eine neue Schrift erschienen: Mémoire sur la captivité de Madame la Duchesse de Berry. Sie sollen sich aus Freundschaft für mich etwas darüber freuen; denn dieser gute Mann nimmt mir jeden Winter die Hälfte meines Zornes ab. So oft er erscheint, gehe ich in mein Zelt und lasse ihn kämpfen. Freilich muß ich diese Hülfe mit melancholischen Gedanken bezahlen. Wenn ich sehe, wie ein so geistreicher und edler Mensch von der Legitimität faselt, greife ich nach meinem Kopfe und rufe betrübt aus: auch Chateaubriand hat den Verstand verloren und war doch mehr als du! Die Legitimität, diese Hoffnungslosigkeit des Unglücks, diese Erblichkeit der tiefsten menschlichen Erniedrigung — das vertheidigen, das preisen! O Wahnsinn!

Als Chateaubriand von der Gefangenschaft der Herzogin erfuhr, eilte er aus der Schweiz nach Paris, und bot sich ihr in einem Schreiben zu ihrem Sachwalter an. Aber die Minister erlaubten weder ihm noch seinen Briefen den Einlaß in Blaye. Schon dreimal seit der Revolution hat Chateaubriand von der Welt Abschied genommen und sich in die Einsamkeit begeben, und dreimal schon kehrte er zurück.

Er sagt: „Ich habe Hunger und Durst nach Ruhe; „es kann mir Keiner lästiger sein als ich es mir selbst „bin; aber ich suche mich mit meiner eignen Achtung „von der Welt zurückzuziehen: man sehe sich vor, „welche Gesellschaft man in der Einsamkeit wähle.“ Nun, warum hat er nicht gleich das erstemal, als er Paris verließ, seine Selbstachtung mitgenommen? Wie vergißt man dreimal sein Packet zu machen? Ja, die Berry ist unterdessen gefangen worden! Nun, was geht ihn die Herzogin an? Man höre: „meine Denkschrift über das Leben und den „Tod des Herzogs von Berry, in die Haare „der Wittwe gewickelt, die jetzt im Kerker schmachtet, „liegt bei dem Herzen, das Louvel dem Herzen Hein„richs IV. noch ähnlicher machte. Ich habe diese „ausgezeichnete Ehre (insigne honneur) nicht „vergessen, die im gegenwärtigen Augenblicke die Be„zahlung fordert; ich fühle lebhaft meine Schuld.“ Das ist artig. Ich ließe es mir selbst gut gefallen, wenn eine schöne Wittwe ihr langes seidnes Haar um meine Schriften flechtete; aber sie hineinlegen in die Todesurne, zu dem Herzen ihres Mannes — nichts da! Man kann nicht wissen, ob sie nicht eine Wittwe von Ephesus ist, die nach vier Wochen die Haare wieder herausnimmt, sie ihrem neuen Liebhaber zu schenken, und dann meine Schriften allein verfaulen

läßt bei dem Herzen des geliebten Todten. Nichts da, und habe ich nicht Recht, daß ich nach meinem Kopfe fühle? Notre-Dame de Blaye, nennt Chateaubriand die Herzogin und erzählt von den Wallfahrten, die fromme Gläubige in großen Schaaren dahin machten. Er sagt: „man wirft mir vor, „daß ich eine Familie dem Vaterlande vorziehe. „Nein; ich ziehe die Treue des Eides dem Meineide, „die moralische Welt der materiellen Gesellschaft „vor. Das ist's." Freilich ist es das, nach der Lehre der Monarchisten. Der Räuber, nachdem er sein Handgeld empfangen und dem Hauptmanne Treue geschworen, darf plündern und morden; denn Treue ist heiliger denn das körperliche Wohlbehagen der Wanderer!

Chateaubriand meint: nur die Legitimität gäbe einer Regierung und der bürgerlichen Ordnung Dauerhaftigkeit. Aber wäre dies auch, wie es nicht ist, was würde das beweisen? Nicht die Dauerhaftigkeit, der Vollgenuß ist die Bestimmung jedes Daseins. Es kommt nicht darauf an lange, sondern viel zu leben. Nichts ist dauerhafter als ein Stein, aber die Pflanze, das Thier vergehen schnell. Wenn die Oesterreichische Monarchie noch zehntausend Jahre lebte und der Nordamerikanische Freistaat endigte morgen, in seinem fünfzigsten Jahre, wäre darum

Oesterreich ein besserer, ein glücklicherer Staat als Nordamerika gewesen? Napoleon sagte auf St. Helena: „daß meine Dynastie nicht älter war, das hat „mich zu Grunde gerichtet. Noch vom Fuße der „Pyrenäen hätte ich mich wieder emporgehoben, wäre „ich mein Enkel gewesen.“ Und daraus will Chateaubriand die Herrlichkeit der Legitimität beweisen! Guter Gott! Das beweist ja eben ihr Fluchwürdiges, ihre Verderblichkeit. Das große Glück, wenn Napoleon noch zwanzig Jahre länger die Völker Europa's auf dem Altare seines Ehrgeizes hätte schlachten dürfen! Das schöne Loos der Franzosen, wenn Napoleon, als legitimer Fürst mit seinen gekrönten Vettern befreundet, der Freiheit und Gleichheit, die er im Kriege als Waffen gegen sie gebrauchte, dann gar nicht mehr bedürftig, Frankreich völlig zur Galeere hätte machen können!

Was ist es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt, als einer usurpirten oder einer Republik? Etwa weil erstere in den Herzen der Völker Wurzeln schlägt? O nein. Es ist nichts, als daß alle Fürsten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Familienangelegenheit, als ihre eigene betrachten und ihm darum in Gefahren Beistand leisten. Es ist nichts, als weil die legitimen Fürsten alle Usurpatoren und Republiken.

als Broddiebe hassen und sie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit List zu Grunde zu richten suchen. Redet von der Macht der legitimen Fürsten, redet aber nicht von ihrem Rechte. Sagt, daß die Völker einen legitimen Fürsten fürchten, sagt aber nicht, daß sie ihn lieben. Die Franzosen haben dreimal die Bourbons verjagt, so legitim sie waren, und haben für den Usurpator Napoleon mehr gethan als je für einen ihrer Könige; denn sie liebten ihn. Die Schweizerische Republik lebt schon ein halbes Jahrtausend im Glücke und Frieden, weil sie ihre Berge gegen die Fürsten schützte oder diese über die Theilung des Raubes nicht einig werden konnten. Nordamerika genießt seit sechzig Jahren Freiheit und Ordnung, weil es die Könige nicht erreichen können. Don Pedro ist ein legitimer Fürst, warum gelingt es ihm nicht? Weil er seinem Volke die Freiheit zu geben gedenkt und ihn darum seine gekrönten Brüder als ein unwürdiges Glied aus der Familie gestoßen, und ihm schaden soviel sie können. Don Miguel ist ein Usurpator, warum erhält er sich? Weil er die Tyrannei meisterhaft handhabt, und die entzückten Fürsten ihm darum heimlich Beistand leisten. Das ist der Segen der Legitimität, das ist die Ruhe und Ordnung in Monarchien: man findet sich mit den Räubern ab, und gegen den Beutel lassen sie uns

das Leben. Und will Einer sein Leben und seinen Beutel behalten, schlägt man ihn todt und dann heißt es: Seht! das sind die blutigen Folgen der Revolutionen. Vor einigen Jahren machte Vidocq der Regierung den Vorschlag: er wolle jede gestohlene Sache gegen dreißig Prozent ihres Werthes zurückschaffen. Nun, wer sich mit zwei Dritttheilen seines Glückes begnügen will, wer nicht den Verstand und den Muth hat, Diebe und Räuber von seinem Eigenthume abzuhalten, der hat Recht die Monarchien zu lieben.

Chateaubriand, als Sachwalter der Berry, spricht von ihrem Rechte nach Frankreich zu kommen, um die Krone ihres Sohnes zu fordern. Sie ist Mutter; er berufe sich auf das Herz jeder Mutter. Das ist stark! Ich sehe ganz deutlich, was alles in einem mütterlichen Herzen liegt, aber eine Krone sehe ich nicht darin. Eine Mutter mag für ihr Kind ein Schaukelpferd, eine Puppe kaufen; aber dreißig Millionen Franzosen zum Spielwaaren-Lager! Aber ein Land wie Frankreich zur Schachtel! O Herr Vicomte! Es ist Ihr Ernst nicht. Nein, was wir armen Menschen jetzt geplagt sind, die Steine könnten sich darüber erbarmen! Früher hatte man es doch nur mit erwachsenen, mit regierenden Fürsten zu thun, jetzt quälen uns die fürstlichen Kinder schon

während dem Leben ihrer Eltern! Da ist der Herzog von Bordeaux, da ist die Donna Maria, da ist die Tochter der Königin von Spanien, die erst einige Monate alt ist. Als gebe es kein anderes Mittel, die Schmerzen eines zahnenden Kindes zu stillen, als ihm einen Scepter in den Mund zu stecken!

Was Chateaubriand noch ferner von den Rechten der Berry sagt, das kümmert mich nicht; nicht darum habe ich seine Schrift gelesen, nicht darum schreibe ich Ihnen davon. Ich will mich nur an das halten, was er gegen unsern gemeinschaftlichen Feind hervorgebracht, daran will ich mich erquicken. Sie erkennen an Chateaubriand und mir, daß wirklich ein Bündniß zwischen den Karlisten und Republikanern besteht. Es ist die Sympathie des Hasses gegen die bestehende Ordnung der Dinge. Ob aber die Republikaner und die Karlisten sich auf der Gasse und in geheimen Clubbs zu Thaten vereinigt, bezweifle ich. Es wäre dumm von den Republikanern und toll von den Karlisten. Erstere könnten leicht überlistet werden, denn die Karlisten haben das Geld, also auch den Verstand; diese aber würden, sobald die jetzige Regierung gestürzt wäre, ehe ihnen Hülfe von außen käme, und würden ihnen die Armeen auf Dampfwagen zugeführt, alle todtgeschlagen werden,

so daß Keiner von ihnen übrig bliebe, sich des Sieges der Legitimität zu erfreuen.

Sehen wir jetzt, wie der neue Jeremias siedendes Oel auf die Köpfe der Sünder herabgießt. „Wenn in dieser Wüste ohne Spur von Geist und „Herz sich am Horizont ein großes einsames Denk„mal zeigt, wenden sich plötzlich alle Blicke dahin. „Die Frau Herzogin von Berry erscheint um so er„habener, als Alles rund um sie her flach ist. Ja, „sie hätte zu fürchten, verkannt zu werden, denn sie „ist diesseits oder jenseits eines Jahrhunderts, das „ihres Gleichen hervorzubringen vermochte. Um zu „bewundern muß man fassen; der Muth bleibt der „Furcht stets ein Geheimniß; die Mittelmäßigkeit „knurrt den Genius an. Die Gefangene von Blaye „ist nicht von ihrer Zeit, ihr Ruhm ist ein Anachro„nismus.“ Larifari! Doch sind es respektable goldene Lügen und ich ziehe meinen Hut vor ihnen ab. Es sind noch keine vierzehn Tage, daß Chateaubriands Schrift erschienen und schon sind dreißigtausend Exemplare davon gekauft, die dem edlen Verfasser fünfzigtausend Franken eingebracht haben. Die Legitimisten nämlich haben auf diese delikate Weise seine Treue belohnen wollen. Jetzt kann doch Chateaubriand mit seiner eigenen Achtung nach Genf zurückkehren und in seiner Einsamkeit die sehr ange-

nehme Gesellschaft von hundert Bankzetteln genießen. Fünfzigtausend Franken für sieben Bogen, die Arbeit einiger Tage! So viel hat mir mein dicker Liberalismus in meinem ganzen Leben nicht eingebracht. Der Mund wässert Einem darnach, ein Royalist zu werden. Zum Glücke bezahlen sie Einem in Deutschland schlecht. Um fünfzigtausend Franken zu verdienen, müßte ich die Schweiz, ganz Nordamerika, Columbien, Buenos-Ayres, Mexiko todtschlagen und fünf oder sechs Preßfreiheiten, eben so viele Constitutionen, die Reformbill, den Dr. Wirth, den ganzen Hambacher Berg, Rotteck, Welcker und zum Dessert mich selbst verschlingen. Das wäre ein saurer Verdienst.

Dienstag, den 8. Januar.

Ich will Ihnen wieder einen Beweis geben, daß die Tugend belohnt wird, was Sie mir so oft nicht glauben wollten. Verflossenen Samstag wollte ich auf den Opernball gehen. Einige Tage vorher hörte ich, daß auf dem Theater (im le mari et l'amant) eine Cousine in der Provinz ihrem Vetter, der zum erstenmale nach Paris reiste, die Lehre gab: surtout Charles, n'allez pas au bal de l'opéra; on s'y perd. Trotz dieser Warnung aber gedachte ich doch hinzugehen, so mächtig wirkt das Laster auf junges Blut. Auf dem Wege aber fing mir an das Gewissen zu zittern, oder was es sonst war; es war sehr kalt. An der Ecke des Boulevard stand ich am Scheidewege des Herkules. Da ging ich nach Hause zurück und schlief, wie man nach einer edlen Handlung zu schlafen pflegt. Am andern Morgen erfuhr ich, daß auf dem Balle ein gräulicher Lärm gewesen. Die neue moralische Polizei des Juste-Milieu wollte, ich weiß nicht welchen bacchantischen Tanz verbieten. Darüber gab es Streit, die Gensdarmerie drang ein, mißhandelte Viele und nahm Mehrere gefangen. Das Lustigste bei der Sache aber war, daß die Polizei diesmal die Witterung verloren, und gerade die edelste Jugend des Juste-Milieu,

königliche Beamte, Banquiersöhne und andere solche Heilige angetastet hatte. Sie mußte den andern Tag sehr um Verzeihung bitten. Wäre ich nun dabei gewesen, ich hätte sehr leicht in die Bacchanalien, die Schläge und das Gefängniß mit hineingezogen werden können. Meine Tugend bewahrte mich davor.

Ich kehre zu Chateaubriand zurück. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, die fünfzigtausend Franken wollen mir gar nicht aus dem Kopfe. Was meinen Sie, würde es wohl meiner Seligkeit viel schaden, wenn ich einmal sieben Bogen gegen meine Gesinnung schriebe? Ach! wär' ich doch ein Katholik und könnte an die Wirksamkeit der Absolution glauben! Chateaubriand fährt fort: „Man entgegnet mir: die „Herzogin von Berry sei in keiner so großen Gefahr, „man werde sie zur gelegenen Zeit wieder frei geben. „Aber die Minister des Königs sind nicht unabsetz„bar. Ihr seid gutmüthige Seelen, ich will es „glauben; allein kennt Ihr Eure Nachfolger? Fand „nicht Elisabeth, daß Maria Stuart, nach neunzehn „Jahren Gefangenschaft, in der Verborgenheit ihres „Kerkers, nach außen Unruhen erregt und Einver„ständnisse mit dem Auslande und den Feinden des „Staates hatte? Dann hat man bei Volksunruhen „nie in den Gefängnissen gemordet? Endlich, wenn „ich Kerkermeister wäre, würde ein Gedanken mich

„schaudern machen. Ich würde bei mir sagen: es „wäre möglich, daß Gott in seiner Barmherzigkeit „die, welche auf Erden nur Trübsale gefunden, zu „den Freuden des Himmels abriefe; ich würde mir „sagen: man hat das Loos der Waise im Tempel „noch nicht vergessen. Wenn ein so großes persön„liches Interesse an dem Leben einer Fürstin hängt (!), „wenn aus einer Gefangenschaft, die einen undank„baren Ehrgeiz (!!) laut anklagt, eine Scham und „ein tiefer Groll so natürlich fließen müssen: da „kann aus dem Zusammenfluß von Umständen die Ver„läumdung schrecklich hervorgehen. Die Verläumdung „aber kann in der Geschichte den Charakter der Wahr„heit (!!!) annehmen. Seht euch vor .... Die „Wohlthaten der Willkür, die man der Herzogin „angedeihen läßt, rühren mich wenig; ich könnte „fürchten, daß diese Wohlthaten zu einer Quelle „neuen Jammers würden. Schwer würde mir „fallen, in Erinnerung zu bringen, was ich neulich „von gewissen Gespenstern (!!!!) sagte, die in einem „gewissen Schlosse (!!!!!) hausen. Ich hoffe, um „der Ruhe der Nächte der Macht selbst willen, die „ich bekämpfe (!!!!!!) — ich hoffe nie gezwungen zu „sein, jenen nächtlichen Erscheinungen, die einer halb„verbrannten Frau, ihr nacktes Kind in den Armen „und Ketten nach sich schleppend (!!!!!!!) zuzuge-

„sellen; eine Deputation von Schatten, die käme „einem Schatten-Könige (!!!!!!!!) ihr Kompliment „zu machen.“ — —

††† Gelobt sei Gott und seine guten Geister; ich bin glücklich durch den Hexen-Wald. Ich habe, gleich einem guten Zeitungsschreiber fromme Ausrufungszeichen geschlagen und, wie Sie bemerkt haben werden, in steigender Angst und arithmethischer Progression. Früher habe ich mich oft über solche abergläubische Furcht lustig gemacht; aber Noth kennt kein Gebot, ich konnte mir nicht anders helfen. Ich bin ein Patriot; ich zitterte in deutscher Sprache zu denken, was Chateaubriand wagte in französischer drucken zu lassen. Mündlich das Weitere. Verbrennen Sie diesen Brief oder noch sicherer: legen Sie ihn in einen Band von Carove's Werken.

„Pas mal pour un Allemand.“ Wie gefällt Ihnen das? Wüthend war ich darüber. Wartet nur! Wenn wir einmal das Elsaß wieder haben, Lothringen, Burgund, und Euren König zum Grafen von Paris gemacht — da werden wir Euch zeigen, daß wir witziger sind als Ihr. Da hatte einmal ein Deutscher in Paris bei Tische etwas gesagt, was seiner Meinung nach sicher nicht witzig sein sollte, und da rief ein Franzose, der dabei gewesen und dieses erzählt, gnädigst aus: Pas mal

pour un Allemand! Brazier heißt die Canaille. Ich las so eben im livre des cent-et-un, im Artikel: La chanson et les sociétés chantantes. Da ist von den Vaudevilledinèrs die Rede, welche man in Deutschland frömmer und romantischer Liedertafeln nennt. Zu einem solchen Sing-Essen war einmal „le fameux Docteur Gall“ eingeladen. „Le jour où nous reçumes la visite de ce der-„nier, on lui servit un plat de friture composé „seulement de têtes de gibiers, de pois-„sons et de volailles. On lui demanda s'il „voulait tâter les crânes de ces messieurs ou „de ces dames? Le savant se dérida, et ré-„pondit en riant: qu'il fallait qu'il tâtât les „corps auparavant, vu qu'à table son systême „ne s'isolait point. Pas mal pour un Alle-„mand.“ Aber nur Geduld bis zum Frühling!

Mittwoch, den 9. Jannar.

. . . . . . Es ist recht unartig von Ihnen, daß Sie mir so lange nicht geschrieben. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß Sie mir außerordentlich schreiben mögen, so oft Sie wollen; aber die gewöhnlichen Brieftage müssen Sie darum nicht versäumen. Ich bin gewohnt daran, und wenn ich an solchen Tagen nichts erhalte, verdaue ich schlecht. Seit vorigen Freitag habe ich keinen Brief bekommen, und es scheint mir ein Jahr zu sein. Sie hätten sich doch vorstellen können, daß ich vor Begierde brenne, etwas Näheres von meinem Buche zu erfahren. Die Eigenliebe hat ewige Flitterwochen, und ich liebe meine verblühten Schriften wie in den Tagen ihrer Jugend. Ich gehe voller Angst umher, gleich einem Ehemanne, dessen Frau zum erstenmale in Kindesnöthen liegt. Wird es ein Sohn? Wird es eine Tochter? „Es ist weder ein Sohn, noch eine Tochter geworden, sondern eine Mißgeburt.“ Diese kleine schöne Satyre schenke ich dem ersten Recensenten meiner Briefe aus Freundschaft und Hochachtung. Er kann damit machen was er will. Der Leithammel meiner Recensenten hat sich auch schon hören lassen. In der Leipziger Zeitung ist in einem Berichte aus Wien von den Pariser Briefen die Rede,

„deren dritten Band Börne eben jetzt druckt." Zum Unglücke kann man sich gar nicht auf den Styl dieser guten Leute verlassen. Was heißt das: eben jetzt druckt? Auf jeden Fall soll das bedeuten: drucken läßt; aber sind sie schon gedruckt? oder werden sie erst gedruckt? Und wenn das letztere — woher will denn ein Wiener wissen, was darin steht? Werden die Briefe etwa in Wien gedruckt? Das wäre ein Meisterstreich von dem Verleger. Als der schlaue Casanova aus dem Gefängnisse der Staats-Inquisition von Venedig entsprang, flüchtete er sich in das Haus des Sbirrenhauptmanns; dort hielt er sich am sichersten. In dem Berichte heißt es: ich hätte mich gerühmt, daß meine Schreibereien am meisten von den Wienern gelesen würden; das möchte aber wohl eine Aufschneiderei sein. Der Himmel wolle meine Demuth vor größeren Gefahren bewahren!

Jetzt bitte ich Sie aber auch, fleißiger als es vorigen Winter geschehen, auf die erscheinenden Recensionen Acht zu haben, sie für mich zu sammeln und mir mit Gelegenheit zu schicken. Nicht die Hälfte von dem, was über mich geschrieben worden, habe ich damals zu lesen bekommen. Einige der interessantesten Recensionen kamen mir erst nach meiner Rückkehr in Deutschland unter die Augen: wie die von

Görres und Carové und eine in der Abendzeitung, worin es heißt: „Börne steht jetzt auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht." Es wäre zwar damals noch Zeit gewesen, darüber zu schreiben und es in meine Briefe einzuschieben; aber es wäre ein Anachronismus meiner Gefühle geworden, und ich lüge nicht gern. Also thun Sie, was ich verlange und vergessen Sie nicht, daß ich auf dem Punkte stehe, wo der Mensch in den Tiger übergeht und daß es gefährlich ist, mich zu reizen.

Fünf und neunzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 10. Januar 1833.

. . . . . Ich wollte ich wäre bei Ihnen, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu überlegen, etwas Gelehrtes, einen Punkt aus dem Staats- und Hausrechte. Ich kann aber ohne Sie nicht fertig werden. Hören Sie was es betrifft. Im Jahre 1817 machte die französische Regierung den Entwurf zu einem Wahlgesetze für die Deputirtenkammer. Solche Wahlordnungen wurden natürlich im Interesse der Macht eingerichtet. Da nun die Freiheit, statt, der Gesundheit gleich, etwas Angebornes, Unbemerktes, Ungefühltes zu sein, stets etwas Erworbenes, Bestrittenes, kurz, ein ewiger Kampf ist, und man dieses wie jedes Kampfes in den reifern Jahren theils müder, theils unkräftiger wird — sieht die Regierung überall darauf, daß die Bürger erst im höheren Alter zu Volksvertretern gewählt werden können. In jenem

französischen Wahlgesetze war also bestimmt, daß ein unverheiratheter Mensch erst mit dem vierzigsten Jahre, ein verheiratheter mit dem fünf und dreißigsten, und ein Wittwer schon mit dem dreißigsten wählbar sei. Daß ein Ehemann früher erschöpft wird als ein lediger Mensch, begreift sich leicht: der Kampf für seine persönliche Freiheit läßt ihm wenige Tapferkeit zum Kriege für die öffentliche übrig. Warum aber ein Wittwer schon im dreißigsten Jahre matt ist, und fünf Jahre früher als ein Verheiratheter, verstehe ich nicht, und darüber möchte ich Ihre Weisheit vernehmen. Wenn ich ein Wahlgesetz zu machen hätte — ich verfaßte es im Interesse der Freiheit — würde ich festsetzen: daß ein lediger Mensch nicht mehr nach dem dreißigsten, und ein Verheiratheter nicht mehr nach dem fünf und zwanzigsten Jahre Deputirter werden könnte. Doch was die Wittwer beträfe, ließe ich sie lebenslänglich wählbar sein; denn ich würde annehmen: ein Wittwer müsse das Herrliche und Köstliche der Freiheit so lebhaft fühlen, daß er noch im siebzigsten Jahre ein Spartakus werden könnte. Was denken Sie davon?

— — — — —

Samstag, den 12. Januar.

. . . . Spricht man denn in Frankfurt auch von einem Kongresse, der nächsten Frühling dort gehalten werden soll, und wozu beide Kaiser kommen? Es wäre schön. Das würde ja der deutschen Revolution eine Eisenbahn eröffnen.

Sechs und neunzigster Brief.

Paris, Samstag, den 12. Januar 1833.

Ich komme auf Chateaubriand zurück, den edlen Narren, der mir aber lieber als die sieben Weisen jeder Schule, auch der Liberalen, das dürfen Sie mir glauben. Die Treue ist seine geliebte und verehrte Dulcinea. Nicht den Bourbons, nicht der Legitimität, sich ist er treu. Wäre das nur Jeder in seinem Glauben, in seiner Gesinnung, wie weit besser wäre dann Alles! Wollte nur Jeder was er will, ganz und immer, wie viel milder wäre der Widerspruch, wie viel menschlicher der Streit! Denn wahrlich, nicht das eigensinnige Festhalten auf jeder Meinung, wie die guten Leute glauben, sondern das furchtsame oder heuchlerische Nachgeben macht die Parteien so unversöhnlich. Gäbe es keine Royalisten, die Liebe zur Freiheit heuchelten, freilich, zur wahren, wie sie sagen — gäbe es keine Frei=

sinnigen, die Anhänglichkeit für den Fürsten heuchelten — beide aus List, Trug oder Schwäche — man könnte sich besser verständigen, denn man verstünde sich besser.

Es ist gut, daß Sie wissen, was Chateaubriand von der gegenwärtigen Lage Frankreichs, von seinen äußern Verhältnissen, was er von der Erbärmlichkeit der Regierung, und der Ermüdung der Nation spricht, auf welche die Tyrannei die Hoffnung ihres Gelingens gründet. Chateaubriand ist kein Zimmerspekulant, wie ich, der die Welt durch das Fenster ansieht, er hat nichts zu errathen und zu vermuthen, er braucht keinen Argwohn und keine Hoffnung; er ist ein vornehmer Mann, steht an der Spitze einer reichen und mächtigen Partei, die Alles weiß, Alles erfährt, und Vieles selbst thut oder stört. Er ist selbst ein Staatsmann, der die Mittel und Wege, die Stärke und Schwäche aller Regierungen kennt. Ihn konnte nicht, wie mich, die Liebe zur Freiheit verblenden; denn er ist ein guter Royalist der reinsten Art, ein Legitimist. Es könnte sich freilich finden, daß das, was er Louis Philipp vorwirft, nur das Verderbniß jedes Fürsten sei; aber dann, desto schlimmer für Chateaubriand und desto besser für uns. Darum noch einiges aus seiner Schrift.

„Die Revolution der Juli-Tage, aus dem Volke

„hervorgegangen, hat, abtrünnig von ihrem Ur-„sprunge, sich von dem Ruhme geschieden und um „die Schande gebuhlt, als gäbe der eine ihr den „Tod, als wäre die andere ihre Lebensquelle. Das „Juste-Milieu hat sich einer ausschweifenden Macht „ergeben, an welche die Regierung Karls X. nie „gedacht und die man nie von ihr geduldet hätte. „Verächter der Gesetze, zum Spotte der Charte vor „1830, hat er den Belagerungs-Zustand eingeführt; „zehen wichtige Artikel des neuen Vertrags sind von „ihm gebrochen worden. Er trieb seinen Spott mit „der persönlichen Freiheit; er hat die Gefängnisse „angefüllt, die Haussuchungen, die Militär-Kom-„missionen, die Preßprozesse vermehrt und einen „Schriftsteller wegen eines Wortspiels zum Tode „verurtheilt ... Der Fetfa, welchen die Minister „der Pairskammer vorgelegt haben, verwandelt dem „Geiste nach die constitutionelle Monarchie in einen „orientalischen Despotismus. Es ist Constantinopel „mit den Enuchen der Doktrine als Janitscharen; „nur tragen sie, wie Mahmud, Chalwaris auf „englische Art, als Zeichen der Fortschritte der Ci-„vilisation. Aber wenn die Franzosen nicht bis zur „letzten Staffel der Völkerleiter herabgekommen sind, „wenn man noch ohne zu erröthen oder zu lachen

„von Freiheit reden darf, werde ich mit meinen „Betrachtungen fortfahren.“

„Es ist augenscheinlich, daß das Prinzip der „Juli-Revolution und das Princip der Continental-„Monarchien sich feindlich entgegen stehen, daß diese „beiden unvereinbaren Prinzipien nicht lange neben „einander fort dauern können; daß das eine noth-„wendig das andere zerstören muß. Wenn die „überraschten Fürsten im ersten Augenblick das König-„thum der Barrikaden anerkannt haben, werden sie „früher oder später ohnfehlbar davon zurückkommen; „denn keinem von ihnen wird sonderlich viel daran „liegen, von einem Pflastersteine umgeworfen oder „von einem Vetter verdrängt zu werden. Ja, jemehr „sich in Frankreich ein Anschein von Ordnung und „Wohlstand zeigte, jemehr würden sich die absoluten „Regierungen entsetzen, denn die Versuchung für „ihre Völker wäre dann um so größer. Wie wäre „auch möglich eine freie Tribune, freie Journale, „die Gleichheit der Stände, die Theilung aller Aemter „und jedes Glückes zu haben, ohne daß die Revolu-„tion, minder bedächtig als ihre schwachen Führer, „über den Rhein ginge? . . Daß Souveraine, von „einem dreißigjährigen Kriege ermüdet, schlafen wol-„len; daß Gesandte lieber in Paris bedeutende Per-„sonagen sind, als bei sich zu Hause hintenan ge-

„setzt und vergessen; daß sie darum in Angelegen„heiten, von welchen sie sich selbst Rechenschaft geben „oder nicht, sie ihrem Hofe die Wahrheit verbergen „— das begreift sich. Lasset aber einen gewissen „Tag kommen und einen gewissen Menschen gehen, „und ihr werdet es erfahren." Die letzte Aeußerung bezieht sich auf den russischen Gesandten, den Grafen Pozzo di Borgo, von welchem gesagt wird, er liebe so sehr den Aufenthalt in Paris, daß er darum seit der Revolution sich die größte Mühe gäbe, seinen Kaiser in friedlicher Stimmung gegen Frankreich zu erhalten. Dieses erregte in der letzten Zeit endlich den Argwohn des russischen Hofes, und Pozzo di Borgo wurde nach Petersburg berufen um Rechenschaft abzulegen. Aber durch Aufopferung einer bedeutenden Geldsumme an eine einflußreiche Person soll ihm gelungen sein, seine Unschuld darzuthun, und er durfte nach Paris zurückkehren.

„Die gesellige Ordnung löst sich auf; die Anar„chie, die in die Köpfe eingedrungen, bedroht die ma„terielle Gesellschaft. Man versteht sich über nichts „mehr, die Verwirrung der Ideen ist unglaublich. „Wenn der Nachbar nicht seinen Nachbar erwürgt, „so unterbleibt es, nicht weil ihn die Staatsgewalt „hindert, sondern weil die Fortschritte der sittlichen „Bildung ihm den Gedanken der Gewaltthätigkeit

„genommen haben. Keine Partei, kein Mensch „glaubt innerlich an den Bestand der gegenwärtigen „Ordnung der Dinge — für eine Regierung die „allergefährlichste Stimmung. Die Quasi-Legitimi- „tät, sich für stark, entschlossen, unerschrocken aus- „gebend, Willkür für Kraft, den unverschämtesten „Gesetzesbruch für Gesetzlichkeit haltend, gibt über „die Prinzipien nach und verträgt sich mit Allem „was ihr Furcht macht. Sie erhält sich nur durch „das vorgehaltene Schreckbild einer noch schlimmern „Zukunft als sie selbst ist; sie stellt sich als eine „traurige Nothwendigkeit dar und sagt (sonderbarer „Anspruch auf das öffentliche Vertrauen!): ich bin „immer noch besser, als das was kommen „wird. Das ist so ausgemacht nicht."

„Vierzigjährige Stürme haben die stärksten See- „len niedergeworfen; die Gefühllosigkeit ist groß, „der Egoismus fast allgemein; man duckt sich, um „unbemerkt zu bleiben und sich in Frieden durch- „zubringen. Wie nach einer Schlacht die Leichen „die Luft verderben, so bleiben nach jeder Revolution „angefressene Menschen übrig, die Alles mit ihrem „Eiter beschmutzen."

„Die Freiheit ist nirgends mehr als in den „Herzen einiger Wenigen, die würdig sind ihr eine „Zuflucht zu eröffnen. Ein Gegenstand der Spötter

„aller jener Elenden, die einst ihr Feldgeschrei dar„aus gemacht, wird diese verkaufte, geschändete, an „allen Straßenecken ausgebotene und verschacherte „Freiheit; diese Freiheit, welche die Possenreißer des „Juste-Milieu sich mit Fußstößen einander zuwerfen; „diese gebrandmarkte und mit der Haspel der Aus„nahmsgesetze erwürgte Freiheit, wieder durch ihre „Vernichtung die Revolution von 1830, in eine „große Schmach und eine hündische Schurkerei ver„wandelt."

„Die Gleichheit, diese Leidenschaft der Franzosen, „scheint allen Bedürfnissen genug zu thun. Der „Bürger, der glaubt einen König gewählt zu haben, „der an dem Tische dieses Königs zu Mittag ißt, „und mit seinen Töchtern tanzt, weiß sich in seiner „Pfauen-Eitelkeit mit Freiheit und Ruhm wohlfeil „abzufinden. Wenn man ihn festhält und ihm „Handschellen anlegt, denkt er, er habe sie sich selbst „angeschnallt; denn er ist die Quelle der Macht, „er klirrt aus Prahlerei mit seinen eigenen Ketten, „als Zeichen seiner starken Unabhängigkeit. In sei„nen Augen ist die Monarchie eine Haushaltung und „das Diadem das Band einer Nachtmütze."

„Die Frau Herzogin von Berry sah einen Theil „dieser Dinge vom fremden Strande aus ... Man „sagte der edlen Tochter Heinrichs IV., daß es in

„Frankreich eine Partei gäbe, die mit Hunde-Geduld
„Alles ertrage (!); Freiheit heuchelnd, schamlos ihre
„Reden durch ihre Handlungen Lügen strafend (!!);
„die Verachtung der Nation und die Fußtritte des
„Auslandes (!!!) unterwürfig hinnähme; sich gegen
„künftige Mißfälle in ihrer Filzigkeit (!!!!) Rettung
„sichere und in der Hoffnung zu leben krieche, krieche,
„krieche, weil es schwer ist, zu zertreten, was sich so
„platt macht unter den Füßen (!!!!!). Die wohl-
„wollende Prinzessin ...“ — Doch genug von der
„Prinzessin; gute Nacht Prinzessin!

Montag, den 14. Januar.

Jetzt nur noch was Chateaubriand über den belgischen Krieg gesagt. Mir, seinem Sancho Pansa, ziemt es, wie jedem treuen Diener, die edlen Reden seines Herrn zu verkündigen. „Aus dem was heute „unsere mit der Klugheit der Quasi-Legitimität um„windelten Soldaten gethan, kann man sich über„zeugen, was die ächten Juli-Männer hätten thun „können. Man hat vor Antwerpen das Helden„geschlecht von Marengo, Friedland, Navarin und „Algier erkannt; nur sah man mit Schmerz, daß „das Juste-Milieu so viel Tapferkeit verschwendete, so „viele Menschen aufopferte, um das Feuer der Linken „zum Schweigen zu bringen, um sich eine Kammer„majorität zu schaffen und mit einer dummen „Naivität eine Festung zum Vortheil unserer Nach„barn zu erobern. Wir, uns eilend über die Gren„zen zurück zu gehen, und nachdem jeder unserer „Soldaten auf den Apell des englischen Controleurs „geantwortet haben wird, wir werden die Kosten „eines glänzenden Kriegszugs übernehmen, der aber „nichts endet, weder für Frankreich, noch für Holland, „noch für Belgien — ein mörderisches Tournier, „dessen mittelbare Folge früher oder später ein „Krieg, dessen unmittelbare Folge sein wird, die

„Schelde dem Handel Großbritanniens zu eröffnen. „Dieses, das in dem blutigen Spiele keinen Schiffs-„jungen gewagt, hat nur einige Guineen auf hohe „Zinsen angelegt. Fünf bis sechs tausend von dem „Geschütze oder der Krankheit hingerafften Soldaten, „mehrere tapfere und geschickte Offiziere getödtet oder „verwundet, einige und vierzig Millionen aus der „Tasche der Steuerpflichtigen genommen, bilden die „Mitgift, welche wir das Glück und die Ehre haben „werden, der Eheliebsten des englischen Präfekten von „Belgien anzubieten."

Dienstag, den 15. Januar.

Ein preußischer Naturforscher wollte eine wissenschaftliche Reise nach Nordamerika machen und bat seinen König um Unterstützung. Dieser antwortete: Amerika sei schon genug ausgeforscht, aber in Sibirien wären noch die schönsten Entdeckungen zu machen. Als sich nun ein anderer Naturforscher fand, der sich bereitwillig zu Sibirien erklärte, bekam er achthundert Thaler Reisegeld. Ist das nicht artig? Ja, dieses Amerika thut ihnen wehe wie ein hohler Zahn und stört sie im Schlafe. Wenn es nur zu plombiren wäre! Eine Republik ohne Guillotine — und sie sagen uns doch seit vierzig Jahren: Republik und Guillotine, das wäre Alle eins! Freiheit ohne Blut — und sie lehren doch der Hofraths-Jugend in allen Schulen: die Freiheit sei eine Art Fisch, der nur im rothen Meere lebe! Aber sie hoffen sehr auf eine bessere Zukunft, auf Blut und Königthum auch in der neuen Welt. Sie haben es längst vorher gesagt, das Band, welches die verschiedenen Länder Amerikas aneinander knüpfe, würde bald zerrissen und dann würden die vereinigten Staaten aus der gottlosen Liste der Republiken gestrichen und in die heilige Civilliste gesetzt werden. Und in diesen Tagen hat sich wirklich ereignet, daß eine Provinz

der vereinigten Staaten, aus Unzufriedenheit mit einem Douanengesetze, das ihrem Handel schadet, sich von der Union gewaltsam loszutrennen droht. Schon fangen die Aristokraten zu jubeln an: „das Werk Washingtons und Frankreichs stürzt zusammen!“ schon halten die Europäischen Fürsten im Stillen eine Familien-Musterung und vertheilen Amerika zwischen ihre Ottos, Karls, Wilhelms und Friedrichs; schon erkundigt sich Herr von Gagern bei Herrn Rothschild, welcher Fürst am meisten Credit habe, und arbeitet an einer schönen Rede für die hessendarmstädtische Kammer, worin er von der Brüderschaft des Missisippi und des Rheins spricht. Unvergleichlich ist die dumme Naivität, mit welcher die Royalisten die Naturnothwendigkeit der monarchischen Regierungen darthun und ihre feste Hoffnung ausdrücken, daß Gott in seiner Barmherzigkeit auch bald den amerikanischen Völkern Könige verleihen werde. Sie sagen: ein Staat in seiner Kindheit und in seinem Greisenalter könne der Monarchie nicht entbehren. O! zugegeben mit tausend Freuden. Aber was folgt daraus? daß eine Monarchie nichts als eine Laufbank oder eine Krücke ist, und daß, wenn man der Laufbank nicht mehr und der Krücke noch nicht bedarf, man keine Könige braucht. Ich gebe ihnen mehr zu als sie verlangen, und be-

kenne, daß die Staaten nicht blos in ihren Kinderjahren und im hohen Alter, sondern auch zu jeder Zeit ihres Lebens einer fürstlichen Regierung bedürfen — sobald sie krank werden. Dann ist die Monarchie das Heilmittel und der Fürst der Arzt. Aber sobald die Gesundheit zurückkehrt, wirft man das Arznei-Glas zum Fenster hinaus und verabschiedet die Aerzte. In diesem Zustande der Wiedergenesung ist jetzt der größte Theil der europäischen Welt. Wozu also noch länger Doktor und Apotheker? wozu so vieles Geld für Arznei-Mittel ausgeben, das wir für unsere Nahrung nützlicher und angenehmer verwenden könnten? Aber da giebt es Völker, die von Gesundheit strotzen und in der Einbildung krank sind, und da sehen wir die ganze lächerliche und traurige Geschichte von Molieres malade imaginaire. Lesen Sie gleich vorn die Apotheker-Rechnungen: es ist eine Satyre auf die monarchischen Budgets. Da sind die Volks-Doktoren Diafoirus Vater und Sohn; da ist der Volks-Apotheker Purgon, die den unglücklichen Argan anführen und abführen, daß es ein Erbarmen ist. Wohlmeinende Freunde belehren ihn, daß er gesund sei, und er möge doch Doktor und Apotheker zur Thüre hinaus werfen; aber da tritt jedesmal madame Beline, der nach dem Gelde des armen

Tropfes gelüstet, zur rechten Zeit hinzu und spricht zärtlich: mon petit fils, mon ami, mon pauvre mouton! und erstickt ihn unter Federbetten. Endlich aber, ich hoffe es, wird wie Argan auch das Volk klug werden, sich selbst zum Doktor kreiren und das erhabene und geheimnißvolle clysterium donare, postea segnare, ensuita purgare — was man regieren nennt — selbst lernen und ausüben.

Haben Sie aber, wenn Sie Thee getrunken, je daran gedacht, daß es der Thee ist, dem wir die amerikanische Freiheit zu verdanken und alle die herrlichen Folgen, die sie für Europa gehabt? Ein Zoll, den das englische Parlament auf den Thee gelegt, veranlaßte den Abfall der amerikanischen Colonien. Ich rede da freilich im Geiste der Monarchisten, die jede Revolution einem unglücklichen Zufalle zuschreiben; wäre es nicht der Thee gewesen, wäre eine andere Veranlassung dazu gekommen; nicht die Freiheit, die Tyrannei bedarf einer Erklärung. Doch ist es immer schön, daß es der Thee war, und daß er so wieder gut machte, was er verdarb. Nämlich der Thee, der Kaffe und andere indischen Gewürze haben erstaunlich viel dazu beigetragen, die Despotie in Europa zu begründen — einerseits, indem sie die Völker durch den Genuß körperlich, durch Gewöhnung an Ueppigkeit geistig entnervt haben,

und andererseits, indem das Emporblühen des Handels die Fürsten bereichert hat, so daß sie sich stehende Heere bilden konnten, mit welchen sie die Freiheit niederschlugen. Trinken Sie die nächste Tasse Thee auf die Gesundheit Carolina's, nämlich jener amerikanischen Provinz, die durch ihren Widerspruch das Land zu entzweien droht; trinken Sie auf das Wohl der Freiheit überhaupt; es geht dem armen Mädchen gar zu schlecht.

Weil wir gerade vom Thee sprechen, muß ich Sie doch über etwas fragen, das mich seit einigen Tagen sehr beunruhigt. Ich kaufte mir Thee, grünen und schwarzen, von beiden gleich viel an Gewicht. Ich habe für jede Sorte eine besondere Büchse. Als ich nun zu Hause die Büchse füllte, machte der schwarze Thee die Büchse ganz voll, der grüne aber nur zur Hälfte. Es ist nun die Frage: bin ich betrogen oder nimmt der grüne Thee weniger Raum ein, als der schwarze? Es wäre merkwürdig, wenn ein Betrug stattgefunden, es war doch eine maison de confiance, in dem ich den Thee kaufte. Eine maison de confiance nennt man hier einen Kaufladen, worin man geprellt wird wie in jedem; aber man darf kein Wort dagegen sagen; beklagt man sich im mindesten, antworten sie stolz: c'est une maison de confiance.

Mittwoch, den 15. Januar.

Da ist Ihr Brief, ich kann aber heute nicht mehr auf Alles antworten, ich bin gestört worden, es ist zu spät. Ein Spanier hat mich besucht, einst beim Corps des Marquis Romana. Ich erzähle Ihnen noch von ihm.

— Eine gemischte Schulkommission, heißt eine Schulkommission, die aus Dummheit und Pedanterie gemischt ist. Adieu.

Sieben und neunzigster Brief.

Paris, Freitag, den 18. Januar 1833.

Ich glaube es war mein vorletzter Brief, dessen Kürze ich durch störende Besuche erklärte. Kein wahres Wort daran. Es war wieder ein schönes Buch, in dem ich herumkroch wie eine Fliege in der Zuckerdose, und ich konnte nicht heraus. Wenn Sie mir auf das heiligste versprechen wollen, es gar nicht in die Hand zu nehmen an den Tagen, an welchen Sie mir zu schreiben haben, will ich es Ihnen verrathen. Es heißt: Mémoires d'un cadet de famille, aus dem Englischen übersetzt, bis jetzt zwei Bände. Der Name des Verfassers steht auf dem Titel, aber ich habe ihn vergessen und das Buch schon weggegeben. Er nennt sich Freund des Lord Byron. Der Held dieser Denkwürdigkeiten war ein Seeräuber und hat dem Lord Byron den Stoff zu seinem Corsar und den Giaour ge-

geben. Freilich können diese Denkwürdigkeiten für eine Frau nicht so anziehend sein als für einen Mann .... Für einen Mann? O! Es ist mein Spott. Ich meine: für Männer wie wir sind; ich meine: für einen Mann wie ich bin, der glaubt, etwas zu sein, weil er sich schämt, nichts zu sein. Ich schwöre es Ihnen, als ich in dem Buche las, hob ich meinen Arm hoch empor und redete ihn an: Schlingel, alter Schlingel! sage mir doch, was hast du denn gethan in deinem halben Jahrhunderte? Ich saß am Kamine und starrte in die lodernde Gluth. Brennen — leben! Von diesem Holze bleibt ein wenig Asche übrig, das Andere alles geht als Rauch in die Luft. Aber dieser Rauch sammelt sich zu Wolken, diese Wolken stürzen als Regen herab, der die Erde befruchtet, und so ernährt der Tod das Leben. Auch von den Menschen bleibt nur ein wenig Asche übrig, auch sein ganzes Dasein geht in Rauch auf; aber dieser Rauch wird nicht zur Wolke, er kehrt nicht zurück, er befruchtet nichts. Wo kommen nun die zahllosen, unbenutzten, ungenossenen Kräfte aller der Millionen Menschen hin, die nichts waren, die nichts werden durften? Die Erziehung schlägt sie todt. Gut, ich weiß das; aber was wird aus ihnen nach dem Tode? Wehe, die Erziehung! Sobald ein Mensch geboren wird — gleich umstellen

und umlauern ihn die Mutter, die Amme, der Vater, die Wärterin; später kommt der Lehrer, später der Polizeimann dazu. Die Mutter bringt ein Stückchen Zucker, die Amme ein Märchen, die Wärterin eine Ruthe, der Vater den Vorwurf, der Lehrer den Stock, der Staat seine Ketten, sein Henkerbeil. Und zeigt sich eine Kraft, rührt sich, stammelt nur eine Kraft — gleich wird sie fortgeschmeichelt, fortgepredigt oder fortgezüchtigt. So werden wir wohlerzogene Menschen, so bekommen wir schöne Talente. Wissen Sie was ein großes Talent heißt? Ein Talent ist eine große fette Gansleber. Es ist eine Krankheit; der Leber wird das ganze arme Thier aufgeopfert. Wir werden in einen engen Stall gesperrt, dürfen uns nicht bewegen, daß wir fett werden; werden gestopft mit moralischem Welschkorn und gelehrten Nudeln, und dann schnaufen wir und ersticken fast vor Moral, Gelehrsamkeit und Polizeifurcht, und dann kommt eine alte Köchin von Regierung, betastet uns, lobt uns, schlachtet uns, rupft uns, und benutzt unsere schönen Talente. Was nur an uns stirbt möchte ich wissen; ich möchte wissen, was nur der Tod an uns zu holen findet! Aber der Tod ist ein armer Hund; nichts als Knochen sein ganzes Leben lang, selten daß ihm ein voller Mensch herabfällt.

Dieser Corsar — man kann es aus den Epochen seines Lebens berechnen, er war ein Knabe, als die Seeschlacht von Trafalgar vorfiel — ist jetzt erst vierzig Jahre alt und lebt wahrscheinlich schon längst wieder in seinem Vaterlande und baut sein Feld. Ein Jahrtausend am Leben hat er schon zurückgelegt und die dreißig Jahre, die er noch leben mag, sind ihm ein Desert, eine Sieste. Thaten, von welchen eine einzige nur das ganze arme Leben eines Menschen bereichern könnte, hat er vergessen, und jetzt in seiner Einsamkeit, da er seine Denkwürdigkeiten schrieb, war es oft eine seltene Waffe, die er erbeutet und noch besitzt, oder ein anderes Zeichen, was ihn an eine blutige Schlacht, an eine furchtbare Gefahr erinnert. Der indische Ocean, mit seinen liebeswarmen, seligen Inseln, war sein Spielplatz. Dort ist die kriegerische Sonne, deren Pfeile Niobes Töchter getödtet; dort ist das ächte Urbild der Sonne, die wir nur aus Kupferstichen kennen. Da wachsen Ananas wie bei uns die Rüben. Der Tiger beheult die Nacht, wie bei uns die Nachtigall sie besingt. Der Pfeil eines Wilden ist Morgengruß, der vergiftete Dolch eines Malaien ist Abendgruß.

Er hatte eine Liebe, ein arabisches Mädchen, Zela, die Tochter eines Scheiks. Einmal in der Nacht überfiel er einen malaiischen Ort und metzelte

die Einwohner nieder, sie für verübte Gewaltthätigkeiten zu züchtigen. Die Gefangenen der Malaien befreite er. Unter diesen war ein Araber, zum Tode verwundet, der, ehe er verschied, die Hand seiner vierzehnjährigen Tochter in die ihres Erretters legte. Der Corsar trug sie auf seinen Schultern in sein Schiff. Sie ward sein Weib, die Mutter seiner Kinder, sie begleitete ihn auf allen seinen Seezügen, theilte alle seine Gefahren, ward sein Schutzgeist. Könnte ich Ihnen die arabische Zela schildern! Sie ist der holde Genius des Kaffees, der heiße dunkle Blick des Morgenlandes, ein Brennspiegel der Seligkeit. Zela ist für den Geist des Corsaren, was der Kaffee für sein Fleisch. Denn ich muß Ihnen sagen, er trinkt Kaffee, wie ich auch, nur unter andern Umständen, und das hat mich am meisten geärgert und darüber bin ich roth geworden. Ich trinke Kaffee — nicht einmal des Morgens, da kann ich ihn nicht vertragen; sondern Mittags nach dem Essen, nachdem ich etwas geschlummert, um neue Kraft zu neuer Schwäche zu sammeln, ehe ich mich wieder an den Schreibtisch setze und federfuchse und schimpfe wie ein altes Weib gegen Buben, die mit Steinen nach mir werfen. Er — wenn ihn eine tolle Meereswoge in die See schleudert und die Wellen mit ihm spielen und ihn sich einander zurollen;

sein Muth und seine Stärke helfen ihm wieder empor, er wird halbtodt an Bord gebracht — er trinkt Kaffee und alles ist wieder gut. Wenn er aus sechs Wunden blutend ohnmächtig niedersinkt; der dumme Schiffs-Chirurg kömmt mit Kübeln von Arzneitränken, mit seinen Messern ihm Arme und Beine abzuschneiden — der Held schlägt die Augen auf, fordert eine Tasse Kaffee, trinkt sie und ist geheilt. Wenn — doch genug. O Schlingel! — ich. O Schlingels! — Ihr.

Samstag, den 19. Januar.

. . . . . Auf das, was **** sagt, lassen Sie Acht geben. Er steht zwar ganz unten in der vornehmen Welt; aber unter der aristokratischen Sippschaft herrscht eine merkwürdige Sympathie, und wenn man aufmerksam ist, kann man oft unten hören, was oben gesprochen wird und so erfahren, was sie vorhaben. Es kann recht leicht sein, daß sie diesmal meine Briefe nicht verbieten, planmäßig nicht; denn aus der Polizeilumperei kommen sie nie heraus. Sie halten immer für leicht und möglich die öffentliche Meinung zu unterdrücken oder zu beherrschen, und wenn es ihnen mißlingt, denken sie, sie hätten nur das rechte Mittel nicht gewählt. Das Verbot der Briefe hat nichts geholfen, jetzt denken sie, die Duldung werde wirksamer sein; aber ihre Verachtung wird mir so wenig schaden, als ihr Haß.

Ich habe den Artikel in der Nürnberger Zeitung gelesen. Er ist gut gemeint; aber ich finde mich noch schwerer in diese Menschen, als sie sich in mich finden. Da heißt es wieder: es sei doch jammerschade, daß ein so geistreicher Mann, wie ich sei, und der so unendlich viel Gutes wirken könnte, so unmäßig wäre! Guter Gott! Auf wen soll ich denn wirken? Auf die Regierungen etwa? Auf

den Fürsten von Wallerstein, den Herrn von Blittersdorf, den Herrn von Nagler? Oder wohl gar auf die regierenden Fürsten, auf den Großherzog von Baden etwa, den ein Fluß, über welchen eine bequeme Brücke führt, von der Weltschule trennt und der nichts gelernt. Auf einen Fürsten, der sein Wort gebrochen, und für die Klagen und Schmähungen seines Volkes reichlichen Ersatz in einem preußischen Generals-Titel findet und in einem artigen Briefe, den ihm sein König geschrieben? Ich soll Gehör bei Menschen suchen, die vierzig Jahre lang den Donner des Himmels überhört? Und das noch mit freundlichen Worten, mit Höflichkeit und Bescheidenheit! Meine Hofmeister sehen eine deutsche Regierung für eine alte gute Großmutter an. Sie meinen: die Großmutter hat ihre Launen, denn sie ist alt und kränklich; aber sie ist doch unsere Großmutter, wir müssen Nachsicht mit ihr haben. Nein, nein, nein, zum Teufel! nein. Nicht Großmütter, Furien sind unsere Regierungen. Ist es großmütterlich was Baiern thut, das jeden Mann von Gefühl auf die Folter einer peinlichen Untersuchung spannt, bis er bekenne, wer seine Mitfühlenden gewesen? Ist es großmütterlich, wenn die Nassauer Regierung einen Greis von siebzig Jahren in einer Winternacht aus seiner einsamen Landwohnung reißt und ihn auf drei

Jahre zu Dieben und Räubern ins Zuchthaus sperrt, weil er in einer ausländischen Zeitung freimüthig über die Finanzen des Landes gesprochen? Ist es großmütterlich, wenn die preußische Regierung, wie sie selbst bekannt macht, Spione in Paris hält, die ihr jedes Wort der Klagen eines ihrer Unterthanen berichten? Mit des Teufels Großmutter will ich höflich sein, aber mit keiner Rabenmutter von deutscher Regierung.

Ich habe mir das oben besprochene Buch aus der Leihbibliothek noch einmal holen lassen. Der Verfasser heißt Trelawney und nennt sich „Compagnon et ami de Lord Byron."

Ich habe nicht Zeit mehr, das Blatt herunterzuschreiben; ich bin wieder durch Besuche gestört worden. Adieu.

Acht und neunzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 20. Januar 1833.

Meine deutsche Eselshaut ist schon wieder voll und ich muß sie aufräumen, um für die neue Woche Platz zu bekommen. Deutsche Eselshaut nenne ich die Pergamentblätter in meiner Schreibtafel, die dazu bestimmt sind, beim Zeitungslesen die deutschen Angelegenheiten zu merken. Wollte ich sie, wie ich es mit dem übrigen Europa mache, auf Papier zeichnen, müßte ich mir jeden Monat ein neues Taschenbuch kaufen. Sie sollten nur einmal das kleine gelbe Ding sehen, man glaubt es nicht, wie viel Aerger hineingeht. Wenn ich das nachher in Briefen ausbreitete, ist es nichts mehr; es ist dann Scham, Zorn, Wuth, Schrecken in vieler Dinte aufgelöst. Aber auf dem Pergamente ist es die reine natürliche Leidenschaft, wie sie aus dem Herzen kommt. Oft nur ein Wort, ein Zeichen, ein Schrei; aber beredt-

samer als die schönste lange Rede. Wenn Worte, wenn ein Ach, ein O, ein Weh zünden könnten, schleuderte ich einmal mein Taschenbuch in das verfluchte taxische Haus, daß das ganze Sünden-Register mit allen Sünden-Registratoren in Rauch und Feuer aufginge. Dort ist die Büchse der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Doch nein, nicht ohne Hoffnung; die Hoffnung ist da, aber nicht in der Büchse; ich hoffe mehr als je. Es kann nicht lange mehr so bleiben, sie machen es zu arg. Ein Volk erträgt lange den Haß, den Zorn, den Druck, wohl auch den Spott seiner Tyrannen; aber die Verachtung — nein. Was! die Milch, das sanfte, harmlose Ding, wird sauer und gerinnt, steift sich und widersteht, wenn man sie etwas tückisch anhaucht, wenn sie Einer schlägt — und das stolze Blut, der edle Sohn des Körpers und der Seele, sollte sich nicht rühren, wenn freche Edelbuben in ihm herum plätschern? Es kann nicht sein, das ist nicht möglich, das ertragen sie nicht lange mehr — es ist Eisen im Blute.

Die Volkskammer in Weimar hatte die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen beschlossen; denn was wäre selbst die Wahrheit im Verborgenen? Nur eine gefährliche Waffe mehr in den Händen der Lüge. Aber die Edelleute in der andern Kammer haben die Oeffentlichkeit verworfen, denn sie meinten in ihrer Weis-

heit, damit hätten noch alle Revolutionen und Republiken angefangen und alle Monarchien geendet — worin sie auch ganz recht haben. Der Hauptmann der Edelleute, der Landesfürst, hat den Antrag der Kammer auch verworfen, mit all dem lächerlichen Hochmuthe, dessen ein kleiner deutscher Fürst nur fähig ist, mit dem ganzen Trotze, den der Schwager eines Kosacken-Kaisers sich glaubt erlauben zu dürfen. Man muß die Epistel lesen, die der Großherzog seinen getreuen Ständen vor die Füße geworfen hat! Er sagt ihnen: sie möchten ihm ja mit solchem Zeuge nicht mehr kommen, und das Volk solle ja nie in Menge etwas fordern, mit zahlreichen Bittschriften nahen; denn wenn er noch so geneigt wäre etwas zu bewilligen, und wenn es das Billigste wäre — nie würde er thun was viele, was Alle von ihm verlangten! Die Epistel schließt mit den Worten: „Wir bestätigen übrigens „sämmtlichen Abgeordneten und durch solche sämmt„lichen geliebten Unterthanen noch wörtlich die Fort„dauer unserer festbegründeten Huld und Gnade.“ Bedenke dich, glückliches Volk! Sehen Sie, so spricht Göthes würdiger Zögling. Aber ich hoffe, die Zeit wird bald kommen, daß wir diesen deutschen Fürstchen unsere Huld und Gnade bezeigen und bei Gott! ich hoffe, das nicht blos wörtlich.

In Hannover ist ganz das Nämliche geschehen; auch dort hat die Adelskammer den Antrag der Volks-Deputirten auf Oeffentlichkeit verworfen. Die armen Hannoveraner sind am schlimmsten daran, unter allen deutschen Völkerschaften. Sie müssen ihrem Könige vergüten, was er an zwölf Millionen freier brittischer Bürger verliert; auf jeden Hannoveraner kommt die Tyrannei von dreizehn Seelen. So ist der deutsche Adel! Nach der Juli-Revolution mußte er gezwungen ein ganzes Jahr fasten, und jetzt holt er heißhungrig die 365 versäumten Mahlzeiten nach. Wohl bekomme es ihnen! Nur daß sie sich hüten, sich nicht den Magen zu verderben, daß sie sich wohl hüten; denn wahrlich, lassen sie es zum Brechen kommen, möchte es ihnen schlimm ergehen. So ist der Adel aller Länder und Zeiten, so wird er bleiben, so lange man ihn duldet. Er ist immer so gewesen, er ist im Livius was in der Mannheimer Zeitung. Sie erkennen keinen Gott der Menschen, sie erkennen nur einen Gott der Edelleute; sie erkennen keinen Volks-Fürsten, sie erkennen im Fürsten nur ihren Hauptmann; sie erkennen kein Vaterland, der Hof ist ihr Wald, das Land eine Stätte ihrer Räuberei, das Volk ihre Leute. Im Jahr 1816 hielt der Vicomte von Castelbajac, ein restaurirter Emigrant, in der französischen Deputirten-

kammer eine feurige Rede über die Wiederherstellung der Religion, durch Vermehrung der Macht und des Reichthums der Geistlichkeit. Da, im heiligen Eifer, entwischte ihm der Ausdruck: „das Wohl des Vaterlandes“ ... Vaterland! Er erschrak ob seines unwillkürlichen Verbrechens und sich entschuldigend sagte er der Kammer: „Du reste, en em„ployant le mot patrie, je n'entends point le „mot dont on a tant abusé, qui a servi de pré„texte à tous les interêts, à toutes les passions, „et d'excuse à tous les crimes; j'entends „par patrie, non le sol où je suis atta„ché sous les honteuses lois de l'usur„pation, mais le pays de mes pères „avec le gouvernement légitime.“

— Die Freiburger Bürger hatten den Herrn von Rotteck zu ihrem Bürgermeister gewählt, aber die badische Regierung hat diese Wahl verworfen. Nun darüber läßt sich nichts sagen, das ist etwas Bundestägliches. Die Minister hatten ihre ganze Macht gebraucht, all ihren Einfluß geübt, alle ihre Ränke spielen lassen, diese Wahl zu verhindern; sie hatten dem Herrn von Rotteck ihren eignen Candidaten entgegengesetzt, und er bekam achthundert Stimmen, und der Regierungs-Candidat nur zweihundert. Sehen Sie, was die höchst- und allerhöchstweisen

Bundestagsbeschlüsse für ganz unterthänigste Folgen haben. Freiburg, in dem größten Theile seiner Bevölkerung, war gar nicht liberal. Viele waren aus alten Zeiten noch österreichisch gestimmt, die meisten waren Gegner von Rotteck und Welcker, denn die guten Bürger hatten sich von ihren Regierungs-Pfaffen weiß machen lassen, Welcker und Rotteck wären Schuld an der Sündfluth. Als ich verflossenen Sommer dort war, wohnte ich einem Abendessen von dreißig bis vierzig Personen bei. Darunter waren etwa zehn Bürger, alle Uebrigen waren aus dem gelehrten Stande. Man versicherte mich, ich sähe da alles beisammen was in Freiburg an Liberalismus aufzutreiben gewesen. Und wie hat sich das jetzt geändert! Das haben die Bundestags-Gesandten bewirkt, das sind die wahren Revolutionärs, die guten ächten Hambacher. Der Großherzog von Baden hätte tausendmal eher den Herrn von Blittersdorf pensioniren sollen als Rotteck und Welcker. Aber sie sind mit Blindheit geschlagen, mit einer Blindheit, gegen welche die ägyptische Finsterniß blendendes Tageslicht ist. Ich bitte Sie, thun Sie mir doch den Gefallen und fragen Sie mich in Ihrem nächsten Briefe: ob ich denn gar nichts über die Bundestagsbeschlüsse schreiben werde? Ich möchte Sie gern auslachen, das wird mich erheitern. Den

vielen Narren, die seit vorigem Sommer diese Frage an mich gethan, wollte ich aus Höflichkeit nicht in das Gesicht lachen; aber mit Ihnen, als meiner lieben Freundin, brauche ich keine Umstände zu machen. Ich soll von den Bundestags-Beschlüssen sprechen! Als hätte ich mich darüber gewundert, als wäre ich einer jener Thoren, die das überrascht. Ich hatte die Bundestags-Beschlüsse schon ein Jahr früher gelesen, ehe sie gedruckt, ja ehe sie geschrieben waren. Habe ich denn in den Pariser Briefen von vorigem Winter nicht davon gesprochen? Doch vielleicht das nicht einmal; es schien mir so etwas Natürliches, so etwas zu sein, was sich ganz von selbst versteht.

Neun und neunzigster Brief.

Paris, Montag, den 21. Januar 1833.

Heute ist der Jahrestag der Hinrichtung Ludwig XVI. Es sind gerade vierzig Jahre. Um diesen jour funeste et à jamais déplorable, wie vorgestern die Pairskammer beschlossen, religiös würdig zu feiern, mit Gebet, Reue, Buße und Thränen, um zu zeigen, wie jede Republik eine Tiger-Essenz ist und jede Monarchie eine See von Mandelmilch und Rosenwasser — will ich Ihnen folgende lustige und herzbrechende Geschichte mittheilen. Ich habe sie aus einer französischen Schweizer-Zeitung übersetzt. Vorher aber will ich Sie daran erinnern, was ich Ihnen kürzlich einmal von den Wassersäcken der Welt geschrieben, und wie das Fürstenthum Neufchatel, von dem Könige von Preußen beherrscht, der Wassersack der Schweiz sei. Jetzt lesen Sie.

Die Patrioten in den Gefängnissen von Neufchatel.

„Am 8. December des vorigen Jahres begab „sich Herr von Perrott, Maire von Neufchatel und „Präsident des Criminalgerichts, in die Gefängnisse, „um den wegen politischer Vergehen Eingekerkerten „die sogenannte Amnestie zu verkündigen, mit wel= „cher der König von Preußen, in seiner unerschöpf= „lichen Güte, sie zu begnadigen geruhte. Diese „Magistratsperson legte den Unglücklichen einen Eid „auf, nach welchem sie auf den königlichen Scepter „zu schwören hatten, „daß sie an der Person ihrer „Richter sich nicht zu rächen suchen; daß sie keinen „Groll, gegen wen es auch sei, bewahren; daß sie „ihrem Gefängnisse Treue hüten, und während der „ganzen Zeit ihrer Gefangenschaft kein Mittel zur „Flucht versuchen wollen.“ Alle Gefangenen sprachen „die Eidesformel aus: nur Dubois, der zum Tode „verurtheilt, dessen Strafe aber in lebenslängliche „Gefangenschaft mit beständiger Zwangsarbeit ver= „wandelt worden war, weigerte sich zu schwören; „dieser unglückliche Patriot, als man ihm den Scep= „ter vorhielt, erklärte, daß er sich ein solches Ge= „löbniß nicht auflegen könnte. Auf eine zweite Auf= „forderung wiederholte Weigerung, worauf der Maire „befahl, Dubois in das Gefängniß zurückzuführen.“

„Fünf Minuten später fielen auf einen Befehl „des Maires zwei Gensdarmen über Dubois her, „knebelten ihn, legten ihm Handschellen an, schleppten „ihn die Treppe herunter, zerrten ihn über den Ge- „fängnißhof, und warfen ihn in ein Loch, das man „den Käfig nennt, um vierzehen Tage bei Wasser „und Brod darin zu schmachten. Dieses Folter- „Instrument, ganz genau nach dem Modelle des- „jenigen verfertigt, das der Cardinal de la Belue „auf Befehl Ludwig XI. ersonnen, ist ein Käfig „von ohngefähr fünf und einem halben Fuß ins „Gevierte, in dem man weder sitzen noch stehen „kann, und in einem alten Thurme des Gefängnisses „angebracht. Der Unglückliche, den man hineinsperrt, „muß sich auf dem Stroh, das man ihm unterlegt, „niederkrümmen. Der Käfig ist aus starken Eichen- „bohlen gezimmert, empfängt nur ein wenig Licht „durch die Fensteröffnung einer innern Thüre, und „das blos, wenn eine äußere Thüre von Eisen, die „den Eingang des Thurms schließet, geöffnet wird. „Im Sommer kann der Unglückliche, den man in „dieses Loch sperrt, es noch aushalten; aber im „strengen Winter wird es unerträglich, da die Luft „von allen Seiten eindringt. Auch wurde der un- „glückliche Dubois, nachdem er die Folter des Winter- „frostes acht und vierzig Stunden ausgehalten, von

„dem Gefängniß-Wärter in dem erschrecklichen Zu-
„stande eines erfrornen Menschen gefunden. Er
„hatte keinen Puls mehr und war steif wie eine
„Leiche. Der Kerkermeister entsetzte sich über die
„Folgen dieser kannibalischen Grausamkeit, eilte fort,
„Decken und warme Speisen zu holen, und bemühte
„sich, mit Hülfe seines Sohnes, das unglückliche
„Schlachtopfer in das Leben zurückzurufen. Gleich
„darauf setzte er den Maire von den Folgen seines
„barbarischen Befehls in Kenntniß. Dieser ließ
„Dubois in sein altes Gefängniß zurückbringen und
„forderte ihn von neuem auf, den verlangten Eid
„zu leisten. Der Gefangene mußte sich in sein
„schmachvolles Schicksal finden, doch bei sich wohl
„begreifend, daß ein solcher abgefolterter Eid nur
„Wort und Wind sei.“

„Dieses ist die genaue Darstellung von der Lage
„des unglücklichen Dubois, die uns einer seiner
„Leidensgenossen, der, glücklicher als er, nach Ver-
„lauf seiner Strafzeit, das Gefängniß verlassen durfte,
„mitgetheilt hat. Eidgenossen! Nach solchen Schand
„thaten dürfen wir nicht mehr allein die Henker von
„Modena und Lissabon verwünschen. Die preußisch-
„neufchateller Zwerg-Tyrannen haben sich zur Höhe
„Jener zu erheben gewußt. Das sind die Qualen,
„welche unsere Brüder in den Gefängnissen von

„Neufchatel, und alle die, welche die würdige Re-
„gierung dort noch hineinführen kann, täglich zu er-
„dulden haben! Berner! das ist das Schicksal,
„welches jeden Augenblick Meuren bedroht. Und
„im Herzen der Schweiz, mit seinen milden und
„patriarchalischen Sitten, und im Herzen der repu-
„blikanischen Schweiz werden solche monarchisch-aristo-
„kratische Schandthaten geduldet!"

Und warum sie nicht dulden, wenn sie aus so
guten lieben Händen kommen? Der preußische Staat
ist der glücklichste der Welt, er hat die allerbesten
Schulen. Dort wird das Volk gründlich zum con-
stitutionellen Leben erzogen; in den Schulen muß
die Freiheit von der Pike auf, vom a b c an dienen.
Sie halten jetzt schon am a, b, ab; im zwanzigsten
Jahrhunderte kommen sie an das b, a, ba und nach
eben so viel Jahrhunderten als das Alphabet Buch-
staben hat, werden die Reichsstände zusammengerufen.
Was mich aber an dieser schönen Geschichte von dem
Menschenkäfig am meisten ergötzte, war der Scepter,
dieses heilige Kreuz, worauf man schwören ließ. Das
ist ein Seitenstück zur Buße vor dem Bilde des
Königs von Baiern. Die Despotie in Deutschland
wird täglich orientalischer, romantischer, sie funkelt
wie Smaragden und Rubinen. Man glaubt den
Calderon, oder ein Mährchen aus tausend und einer

Nacht zu lesen. Es kömmt noch dahin, daß man die Angeschuldigten kleiner Ketzereien in ein Krystall-Gefängniß sperren wird, oder sie zur Buße mit nackten Füßen auf Perlen wird gehen lassen — und daß man die Angeschuldigten großer Ketzereien an einen Galgen von Sandelholz hängen wird.

— Schwamm herbei! Die erste Seite der deutschen Eselshaut ist sauber; jetzt zur zweiten. Ein Eßwaarenhändler in München „a l'honneur de prévenir la haute noblesse et le respectable public," daß er frische Trüffeln bekomme. Es ist das Erstemal, daß ich so etwas in französischer Sprache lese und es nimmt sich ganz gut aus. Aber nicht gut nimmt es sich aus, daß das verehrungswürdige Publikum so ensetzlich einfältig ist, so etwas zu dulden. Das verehrungswürdige Publikum sollte sich vereinigen, bei keinem Handelsmanne etwas zu kaufen, der die Frechheit hat in seinen Ankündigungen besonders von dem hohen Adel zu sprechen. Möchten sie doch endlich einmal zur Besinnung, endlich einmal zum Bewußtsein ihrer Macht kommen! Möchten sie doch endlich begreifen lernen, daß die Sitten mächtiger sind als die Gesetze, und daß nur die Gesetze in den Ständen des Adels sind, die Sitten aber in den Ständen des Volks! Wären die Sitten nicht mächtiger als die Gesetze, es stünde heute schlimm

in Frankreich mit Freiheit und Gleichheit. Es giebt keinen entscheidenden Tag, es giebt kein Schlachtfeld, keinen großen Sieg der Freiheit. Ist eine Seite der Geschichte herabgeschrieben, werden die Zahlen addirt, und diese Summe nennt man eine Revolution. Fällt das Buch wieder in die Hand des Feindes, glaubt er die Revolution vernichtet zu haben, wenn er jene Summe nicht als Transport auf die neue Seite setzt. Er meint die Rechnung von vorn anzufangen, er merkt nicht, daß die alte Rechnung fortgeht — er ist ein Esel. Aber seid ihr keine Esel! Ihr werdet nie etwas zu addiren bekommen, wenn ihr nicht täglich aufschreibt, Brüche zu Brüchen, Zahlen zu Zahlen gestellt. Es giebt nur Minuten, nur kleine Händel, kleine Zänkereien der Freiheit, Spottreden, Epigramme, Prügel, Ohrfeigen, Thüre hinaus, Treppe hinunter werfen. Aber jeder Tag hat vier und zwanzig Stunden, jede Familie hat fünf Seelen, und ihr glaubt es nicht, was fünf Seelen in vier und zwanzig Stunden verrichten können, wenn sie ernstlich und immer wollen ..... Du verehrungswürdiges Frankfurter Publikum — warum bist du denn so gar einfältig, dich in deinem Concertsaale auf die Hinterstühle zu setzen, und dem hohen Adel die vorderen zu überlassen? Thut das nicht, setzt euch selbst mit euren Weibern und Töchtern

vorn hin. Zwar weiß ich wie viel es einem bescheidenen Manne kostet, sich in einen öffentlichen Kampf mit der Eitelkeit einzulassen; aber es soll auch nicht Einer allein, alle Bürger sollen sich zugleich hervorstellen. Und werdet ihr auch verbannt, bringt der guten Sache das Opfer. Seid nicht demüthig, seid nicht blöde, seid nicht schwach. Eure Demuth ist ihr Hochmuth, eure Blödigkeit ist ihre Frechheit, eure Schwäche ist ihre Stärke. Geht jede Stunde einen Schritt, aber geht diesen Schritt jede Stunde und ihr werdet bald an das Ziel gelangen.

— „Göttliche Gerechtigkeit, wie lange noch wirst du deine Blitze schlafen lassen?“ Sie glauben vielleicht ich hätte das gesagt? O nein, es steht im Frankfurter französischen Journale und wird bei einer, ich weiß nicht mehr welcher Gelegenheit ausgerufen, wo die Fürstenschaft oder der Adel irgend eine Schlappe bekommen. Das Wort ist schön, aber die ganze hohe deutsche Bundesversammlung, mit allen ihren Excellenzen, Grafen und Baronen, mit allen ihren Legationsräthen und Gesandtschafts-Sekretairen, mit dem großen Heere ihrer besoldeten Zeitungsschreiber, hatte so etwas Schönes nicht sagen können, sie mußte sich erst einen Franzosen dazu kommen lassen. Der versteht's! Er spricht wie wir, er macht unsere Stimme nach, er meint Gott

wäre blind und harthörig wie der Patriarch Isaac, werde seinen spitzbübischen Sohn Jakob für seinen Erstgebornen halten und ihm seinen Segen geben. Wahrhaftig es gefällt mir, daß sie selbst die schlafenden Blitze der Gerechtigkeit aufwecken!

Dritte Seite. Noch einmal Preußen. Prussia for ever. Die preußische Regierung, wie jede germanischen Ursprungs — es ist des Tacitus wegen — besoldet Spione in Paris, um dort auf ihre geliebten treuen Unterthanen etwas Acht zu geben. Dagegen läßt sich nichts sagen, keine Monarchie kann der Spione entbehren, man lebt so lange man kann. Warum haben Republiken, warum haben Nordamerika, die Schweiz, die freien deutschen Städte keine Spione? Weil dort die Regierungen nicht zu befürchten brauchen, daß ihre Bürger einmal den Verstand verlieren und ihre freie Verfassung gegen einen Fürsten vertauschen möchten. Die Bewohner einer Monarchie aber wünschen sich einen Freistaat, sobald sie zu Verstande kommen; je vernünftiger sie also werden, je mehr Spione braucht ein Fürst. Das ist also ganz in der Ordnung. Außerordentlich ist es aber, eine sehr außerordentliche Naivität, daß eine Regierung es eingesteht und drucken läßt, sie treibe Spionerie, wie es die preußische gethan.

Da ist ein gewisser Traxler in Cöln, ein königlich preußischer Paradiesvogel, ich meine: einer der Seligen im preußischen Paradiese, das so herrliche Rüben und Schulen hat, — der ließ etwas in einem Pariser Blatte von der Seligkeit aller Rheinpreußen drucken und von ihrer Anbetung gegen die Mark Brandenburg. Die preußischen Behörden entdecken den Namen des Spaßvogels und sperrten den Traxler in einen Käfig. Ein Gefängniß ist die beste Widerlegung aller Sophismen, es ist die wahre Schule der Logik. Der Temps (darin standen die Artikel) fragte: wie denn die preußische Regierung ohne Verletzung des Briefgeheimnisses ihren Correspondenten habe entdecken können? Der preußische Advokat antwortete: Briefe öffnen! Pfui! so etwas erlaubt sich seine Herrschaft nicht; aber „den klugen „Maßregeln unseres Gouvernements ist es zu„zuschreiben, daß man endlich durch Vermitt„lung eines Agenten der Pariser Polizei, „die Originalbriefe des Traxler und mehrere „von andern ähnlichen unnützen Gesellen, für „Pariser ultraliberale Blätter bestimmt, erhielt.... „Der deutlichste Beweis, mit welchem Ver„trauen diese Radicalreformer und Lügenver„breiter unsere Regierung verehren, daß sie „nicht Scheu trugen, ihre Correspondenzen frank

„und frei durch die Post an die vollständigen „Adressen der Zeitungs-Büreaus abgehen zu las„sen ..... Nur von Traxlers Briefen wurde bis „jetzt erst Gebrauch gemacht, die andern sind wohl „noch aufgespart zur gelegenen Zeit ..... Die „Landesgesetze dürften dies wahrhaft verbrecherische „Treiben leicht als landsverrätherisch betrachten und „eine Strafe bestimmen, welche als Warnung „für ähnliche Briefsteller, der Strenge und des Ernstes „nicht entbehren wird.“

Unnütze Gesellen, Lügenverbreiter — das ist der Oden-Styl monarchischer Begeisterung; mit dem wollen wir nicht rechten; der preußische Correspondent, als er so schrieb, kam vielleicht eben vom Tische. Wir wollen uns an die Prosa halten. Die klugen Maßregeln der preußischen Regierung sind bewunderungswürdig! Der große Friedrich mit seinen herrlich blauen Augen stand vor mir, aber ob er lachte oder weinte, konnte ich nicht unterscheiden; denn schnell verhüllte er sich das Gesicht, als ich von seinen Enkeln erzählte ... Als einen Beweis der Verehrung, als ein Zeichen des Vertrauens sieht es die preußische Regierung an, wenn ihre Unterthanen sie nicht für so niederträchtig halten, daß sie die Briefe öffne! So sind alle Monarchien. Jede monarchische Regierung will für jedes Unrecht, mit wel-

chem sie ihre Unterthanen verschont, gelobt sein; dann soll man ihre Gerechtigkeit preisen. Jedes Gut, das sie ihren Unterthanen nicht raubt, will sie als Geschenk betrachtet wissen, wofür man Dank schuldig sei. Wenn sie den Bürgern erlaubt, Jedem, so gut er es versteht, den Weg seines Glückes zu verfolgen, seinem Wohlstande nachzugehen, wenn sie ja einmal nicht hindert, rühmt sie sich, Wohlstand über das Land zu verbreiten und die Selbsthuldigung nimmt kein Ende. Das ist wörtlich wahr. War doch neulich in einem russischen Zeitungsartikel zu lesen: „Die Polen hatten alle ihre moralischen und „physischen Kräfte der Regierung zu verdanken, „die sie schmählich verriethen, ob sie ihnen gleich „die Mittel verschafft hat, mit denen ein achtmonatlicher blutiger Krieg geführt ward." Wenn ein unglückliches Volk, nachdem es die Tyrannei ausgesogen, noch so viel Kraft behielt, sich der Tyrannei zu widersetzen, wird ihm das als Verbrechen, als Undank angerechnet! Nichts haben sie den Polen übrig gelassen; aber um für die Freiheit zu kämpfen, braucht es keiner andern Waffe, als der Liebe zu ihr.

Ist das nicht artig, wenn der preußische Advokat sagt: nur den Traxler habe man einstweilen vorgenommen, die andern gleichschuldigen Pariser

Correspondenten werden zur gelegenen Zeit aufgespart? Das ist Gerechtigkeit! Sie sind wohl noch nicht fett genug, die Andern? Ihr verwahrt sie wohl für euren nächsten Freiheits-Schmaus? Und: die Gesetze — dürften — leicht — eine Strafe bestimmen — die des Ernstes nicht entbehren wird! Also das Gesetz ist Richter, das Gesetz wird bestimmen! O mein Friedrich!

Mittwoch, den 23. Januar.

. . . . . Schicken Sie mir Ihre Sachen, ich werde nicht grob sein, wenigstens diese Woche nicht mehr, ich bin ganz erschöpft.

Ich freue mich, daß dem *** meine Briefe so gut gefallen. Ich will auch auf die Jugend wirken; wir Alten sind keines Punkts auf dem i der Freiheit würdig. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und seine Frau, und sie sollen der *** mehr Zucker in den Thee werfen, damit sie nicht so sauer spreche. — Glauben Sie ja Keinem, der sagt, ich wäre kein Gelehrter; das ist boshafte Verläumdung.



